Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 5 / Verlagsort Göttingen | Mai 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Oder-Neiße-Linie kein Tauschobjekt

Polnische Stimme zu jüngsten Äußerungen westlicher Politiker

Die parteiamtliche „Trybuna Ludu" veröffentlichte einen aufschlußreichen Kommentar zur Oder-Neiße-Frage, in dem nachdrücklich festgestellt wird, daß eine Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als deutsch-polnische „Grenze" keinesfalls ein „Tauschobjekt" für die Zustimmung zur Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit darstellen und sich auch nicht auf die engen Beziehungen zwischen der Volksrepublik Polen und der Sowjetunion auswirken werde. Unter Bezugnahme auf die Äußerungen de Gaulles sowie auf die Tatsache, daß Präsident Eisenhower seine „Berlin-Rede" vor einer Karte hielt, auf der die Oder-Neiße-Linie als Polens Westgrenze eingezeichnet war, wird es in dem Kommentar begrüßt, daß „in letzter Zeit in der westlichen Öffentlichkeit eine Wendung zugunsten der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze" eingetreten sei.

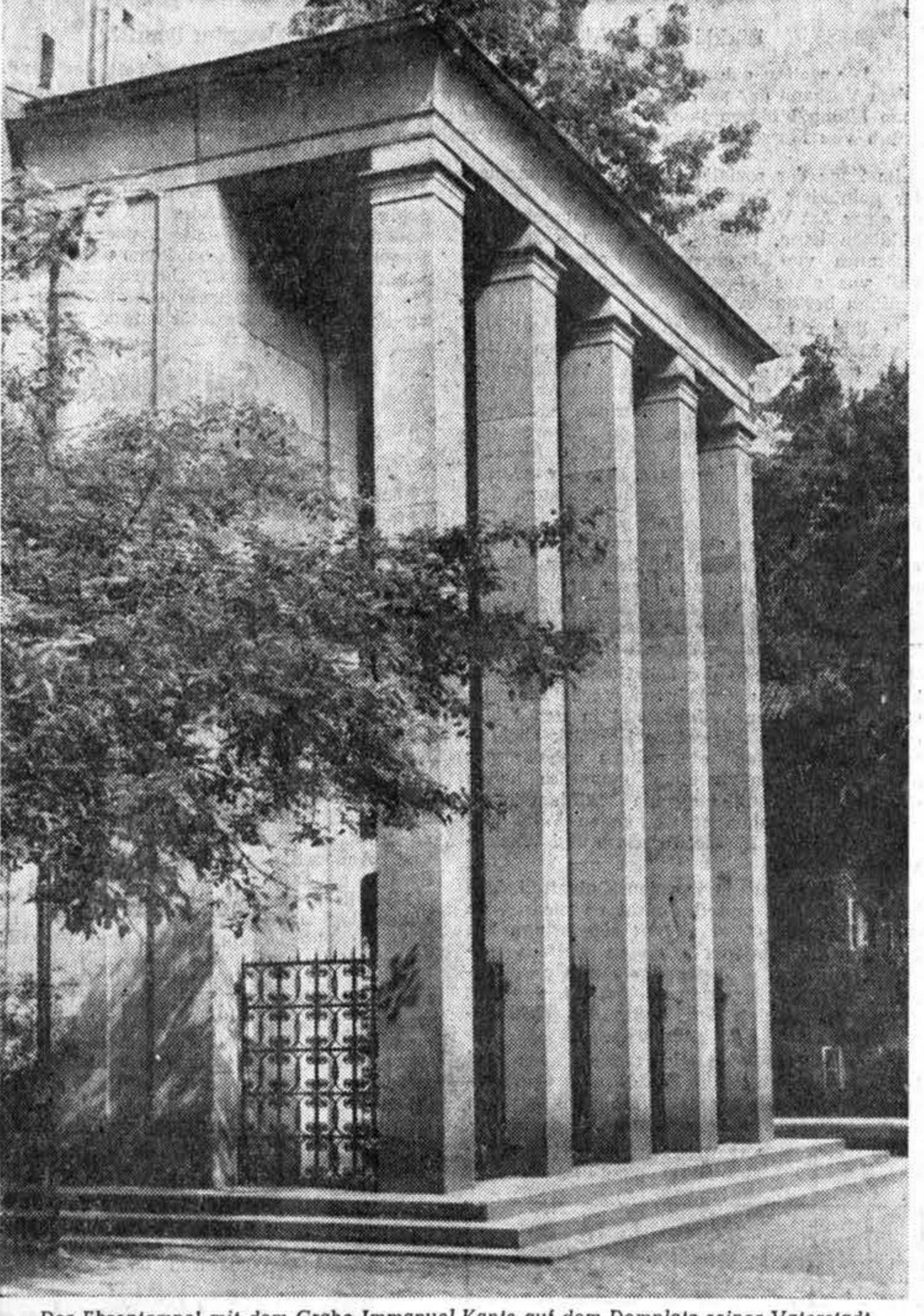
In einer Kritik der Gründe für diesen Vorgang heißt es in dem Kommentar, der zugleich von der polnischen Agentur PAP verbreitet wurde:

„Die sich in dieser Frage abzeichnende Wendung muß zweifellos vor allem durch die Tatsache erklärt werden, daß auf Grund der sowjetischen Vorschläge für den Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland und für die Normalisierung der Situation in Westberlin eine Lage entstanden ist, in der der Westen sich gezwungen sieht, einige Elastizität zu zeigen.

Bei der Untersuchung der Gründe für die neuen Ansichten des Westens über unsere Grenze an der Oder und Neiße kann man einen weiteren Aspekt dieser Angelegenheit nicht übersehen. Einige westliche Journalisten machen kein Geheimnis daraus, daß sie, wenn sie die Anerkennung dieser Grenze vorschlagen, ein völlig anderes Ziel im Auge haben. Sie bilden sich ein, daß sie durch die Anerkennung unserer Westgrenze die uns mit der Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern verbindenden Bande lockern könnten. Diese Journalisten weigern sich, einzusehen, daß wir mit der Sowjetunion neben den gemeinsamen Sicherheitsinteressen durch nicht minder starke ideologische Bande verbunden sind.

Es gibt noch eine weitere Kategorie der an unseren Grenzen interessierten westlichen Journalisten. Es sind jene, die aus der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ein internationales Tauschobjekt machen wollen. Einige schlagen die Anerkennung dieser Grenzen im Austausch gegen eine Zustimmung zur — Integration der DDR in die Bundesrepublik vor. Sie halten uns für naive Kinder. Es wird von uns erwartet, der Austeilung eines Schlages gegen unsere Freunde in der DDR und damit gleichzeitig dem Vorrücken der Bundeswehrdivisionen an die Oder und Neiße zuzustimmen.

Noch andere schlagen die Anerkennung der Grenzen im Austausch für die Zustimmung zur atomaren Bewaffnung der Bundeswehr vor. Dieser Vorschlag ist offensichtlich ebenfalls lächerlich. Die europäische Sicherheit fordert sowohl die Anerkennung unserer Westgrenzen als auch die Verhinderung der atomaren Bewaffnung der Bundeswehr."



Der Ehrentempel mit dem Grabe Immanuel Kants auf dem Domplatz seiner Vaterstadt Königsberg. Foto: Löhrich

Königsberg - waffenstarrende Festung

Betreten nur mit Sondergenehmigung / Grenzzone verbreitert

Die Militärbehörden im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens haben kürzlich entlang der polnisch-sowjetischen Demarkationslinie die Grenzzone von fünf auf 15 Kilometer Breite erweitert. Aus Berichten von Deutschen, die aus Ostpreußen in die Sowjetzone zurückkehrten, geht hervor, daß Anfang April in der Grenzzone auf sowjetisch verwaltetem Gebiet eine größere Zahl von Einwohnern umgesiedelt worden sei.

Eine aus Königsberg, dem jetzigen „Kaliningrad", zurückgekehrte polnische Landarbeiter-Delegation berichtete, der sowjetische Verwaltungsteil werde immer mehr zu einer „waffenstarrenden Festung und einem Militärstützpunkt" ausgebaut, der auch von der Sowjetunion her nur mit Sondergenehmigung betreten werden dürfe. Die polnische Delegation sei in Königsberg, Tilsit und Insterburg jede Nacht drei- bis viermal von sowjetischen Sonderstreifen kontrolliert worden. Die Furcht vor „westlichen Spionen" sei groß.

Im sowjetischen Verwaltungsteil leben nur noch etwa 100 Deutsche. Sie besäßen alle die sowjetische Staatsbürgerschaft und erhielten von den Sowjets keine Ausreisegenehmigung. Diese Deutschen hätten berichtet, daß in den baltischen Staaten weit verstreut noch zahlreiche Deutsche mit sowjetischer Staatsbürgerschaft ansässig seien.

Schlösser zum Verkauf

Über 100 ehemalige deutsche Schlösser sowie zahlreiche Klöster und Gutshäuser in den unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten werden von den polnischen Behörden zum Kauf angeboten, berichtet die polnische Zeitung „Slowo Polskie" aus Breslau.

Der Wert der angebotenen Objekte sei allerdings seit 1950 um 70 Prozent infolge anhaltenden Verfalls gesunken, heißt es weiter. Das Blatt nennt die Zustände auf den Schlössern, Gutshäusern und Klöstern „traurig, deprimierend und fast aussichtslos", weil Tag für Tag Mauern einstürzten und „Ziegelsteinmarder" in den Nachtstunden ihr Unwesen trieben. Das Blatt erklärt, die polnischen Behörden hätten seit 1950 in Niederschlesien nur ganz geringfügige Mittel für den Erhalt der kunsthistorischen Baudenkmäler, zu denen vor allem die niederschlesischen Schlösser zählten, aufbringen können.

Bevölkerungsrückgang

Nach dreizehn Jahren polnischer Verwaltung liegt die Bevölkerungsdichte im Kreise Marienburg/Westpreußen heute noch um mehr als die Hälfte unter dem Stande von 1939. Das ständige Absinken ist vor allem auf das Abwandern der Landbevölkerung zurückzuführen. Entsprechend gering sind auch die landwirtschaftlichen Erträge auf dem ohnehin schweren Boden in der Weichselniederung, der besonders hohen Arbeitseinsatz verlangt.

Frauenmangel in Nordostpreußen

Soldatensender Königsberg wirbt um heiratsfähige Mädchen

Die entlassenen russischen Soldaten, die man in Ostpreußen angesiedelt hat, beklagen sich über „Frauenmangel". Der sowjetische Soldatensender in der ehemaligen ostpreußischen Metropole Königsberg und auch andere sowjetrussische Stationen haben bereits heiratsfähige Mädchen aus verschiedenen Teilen Rußlands aufgefordert, nach Ostpreußen zu gehen, um dort gemeinsam mit den einstigen Soldaten eine Familie zu gründen.

Den Mädchen, die sich entschließen, nach Ostpreußen zu gehen, werden viele materielle Vorteile geboten, die sie in ihrer bisherigen Heimat nicht hatten und auch kaum bekommen würden. Der Staat ist sehr daran interessiert, daß Ostpreußen baldmöglichst sowjetisiert wird. Verschiedene Parteizeitungen haben wiederholt in Kommentaren gefordert, daß die Zuwanderung nach Ostpreußen unter allen Umständen rascher als bisher durchgeführt werden muß. Vor allem verlangen die sowjetischen Zeitungen und Rundfunkanstalten, daß die Einwanderer nicht nur in den Städten, sondern auf dem Lande angesiedelt werden müssen, um die wirtschaftlichen Möglichkeiten dieses Raumes ganz auszunützen. Es hat sich wiederholt herausgestellt, daß die Einwanderer nach Ostpreußen in der Regel „Kaliningrad", wie Königsberg heute heißt, als Wohnort bevorzugten.

Bis heute sind nur wenige Mädchen aus Rußland in die neue Provinz Ostpreußen gezogen. Sie sind an dem großartigen Angebot ihrer Regierung wenig interessiert. Sie ziehen es vor, in der Heimat bleiben zu können und verzichten dafür gern auf finanzielle Vorteile. Die meisten ehemaligen russischen Soldaten, die man in Ostpreußen ansiedelte, schickte man in die Umgebung von Königsberg. Hier finden sie je nach ihren beruflichen Kenntnissen Arbeit und Wohnung. Großen Wert legt die russische Planungsstelle in Königsberg auf landwirtschaftliche Arbeiter. Sie sollen die vernachlässigten Kolchosen wieder in Schwung bringen. Im Gegensatz zu den meisten russischen Städten, wo empfindlicher Mangel an Wohnungen herrscht, gibt es in den Städten Ostpreußens Wohngelegenheiten genug. Im übrigen genießen russische Facharbeiterfamilien in Ostpreußen jede nur mögliche Unterstützung.

Moskau erwägt, schon in allernächster Zeit einige tausend Mädchen nach Ostpreußen als Heiratswillige zu „verpflichten".

„Für die Lagerhallen"

Unter der Überschrift „Produktion — für die Lagerhallen" kritisiert die in Allenstein erscheinende Parteizeitung „Glos Olsztynski" die — wie es wörtlich heißt — „sich von Monat zu Monat verschlechternde" Produktionsleistung in verschiedenen ostpreußischen Industriebetrieben. Viele Magazine seien mit unverkäuflichen Waren aller Art, die kein Geschäft und kein Einzelkunde abnehmen wolle, überfüllt. Allein Bakelit-Erzeugnisse im Werte von 900 000 Zloty, von deren Unverkäuflichkeit man überzeugt sei, lagerten in den Hallen des Landes. Ungeachtet dessen, würde munter weiter produziert. Das gleiche betreffe andere Waren, die man viel billiger und in besserer Qualität aus dem Auslande erhalte.

Menschenrechte allein Grundlage des Friedens

Jahrestagung des „Göttinger Arbeitskreises" / Über 200 Publikationen / Archiv ostdeutscher Presse

Zu Beginn der Tagung wurde in ehrenden Worten des am 9. April 1959 plötzlich verstorbenen Beiratsmitglieds Prof. Dr. Dr. Hans Koch gedacht, dessen Leben und Werk der deutschen Ostforschung im Geiste der Versöhnung und der guten Nachbarschaft zwischen dem deutschen Volke und den Völkern und Staaten Osteuropas gewidmet war.

Den Jahresbericht über die Tätigkeit des Arbeitskreises erstattete das geschäftsführende Mitglied des Vorstandes, Joachim Freiherr von Braun. Im Rahmen einer eingehenden Übersicht über die Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung und publizistischen Tätigkeit des Arbeitskreises behandelte er insbesondere die aktuellen Fragen, die sich im Hinblick auf die Erörterungen um den Gang der bevorstehenden Ost-West-Konferenz in Genf ergeben haben. Freiherr von Braun wies dabei darauf hin, daß ein Friedensvertrag allein auf der Grundlage des Völkerrechts und der Achtung der Menschenrechte abgeschlossen werden kann. Keine Regierung, so betonte er, könne sich mit Regelungen einverstanden erklären, welche Verstöße gegen die Menschenrechte, also u. a. die Austreibung der ostdeutschen Bevölkerung aus ihrer Heimat, sanktionieren würden. In diesem Zusammenhang stellte der Vortragende auch den Bericht über das Handbuch: „Das östliche Deutschland", in dessen einleitendem „Völkerrechtlichen Teil" u. a. das geltende Verbot territorialer Annexionen und das Selbstbestimmungsrecht der Völker eingehend in ihrer die Völkerrechtsgemeinschaft verpflichtenden Bedeutung dargestellt worden sind. Freiherr von Braun konnte darauf hinweisen, daß dieses große Werk — das Handbuch stellt auf über 1000 Seiten die wichtigsten rechtlichen, historischen und wirtschaftlichen Fragen des deutschen Ostens dar — bereits ein erfreuliches und verständnisvolles Echo nicht nur im In-, sondern auch im Auslande gefunden hat.

Der Arbeitskreis hat, dem Tätigkeitsbericht zufolge, bisher über 200 selbständige Publikationen herausgebracht, die sich — ebenso wie seine Periodika — mit den Fragen der Vertriebenen und ihrer Heimatgebiete befassen. Das „Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr." erschien im Berichtszeitraum mit seinem IX. Bande, das „Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau" mit dem IV. Jahresbande. Durch diese Jahrbücher nehmen die beiden ehrwürdigen ostdeutschen Universitäten weiterhin am internationalen wissenschaftlichen Gespräch der Gegenwart teil. Des weiteren wurde eingehend der Aufbau des „Archivs der ostdeutschen Presse" geschildert, das im Zusammenwirken mit der Staatsbibliothek Bremen z. T. als Mikrofilmarchiv errichtet worden ist und das bereits über umfangreiche Bestände verfügt, die der wissenschaftlichen Auswertung zur Verfügung stehen.

Der erste Tag der Beiratssitzung wurde beschlossen mit einem Vortrag von Prof. Dr. Werner Frauendienst, Mainz, über das Thema: „Die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland in der Geschichte." Der Vortragende gab einen Überblick über das Entstehen der russischen Großmacht seit der Zeit Peters des Großen und schilderte die Grundzüge der Ostpolitik der europäischen Staaten in den vergangenen drei Jahrhunderten. Vor diesem Hintergrund stellte er die Entwicklung des preußisch-russischen Verhältnisses dar, wobei er zu dem Ergebnis kam, daß die preußische Politik bestrebt war, tatsächlichen oder befürchteten expansiven Absichten Rußlands durch Sicherung der eigenen Position und durch Bemühungen um die Herstellung zufriedenstellender nachbarlicher Beziehungen mit der östlichen Macht zu begegnen. — Am zweiten Tage fand eine Diskussion der aktuellen Fragen statt, die durch einen Bericht von Prof. Dr. Kurth über die internationale Lage eingeleitet wurde. Im Mittelpunkt der Aussprache stand die Frage der Wiedervereinigung des viergeteilten Deutschlands in ihren europäischen und allgemeinen Aspekten.

Beliebte Jagdgebiete um Elbing

Rückläufiger Wildbestand — Wildpflege unbekannter Begriff

Die weiten ostpreußischen Jagdgebiete unterstehen heute im südlichen Teil des Landes dem Verband der polnischen Jäger, dessen oberste Leitung in Warschau ist. Die Jagdgebiete um Elbing bildeten jahrelang das repräsentative Reiseziel polnischer Jagdprominenz, u. a. auch von Marschall Rokossowski, der dort mehrere Besuche abstattete.

Im Zuge der sozialistischen Entwicklung unter polnischer Verwaltung wurde die Jägerei zu einer Art Volkssport, dem man ungehindert huldigen kann, sofern man einen Kursus im Gebrauch von Jagdgewehren absolviert hat und vor einer Jägerkommission eine leichte Prüfung bestanden hat.

In Elbing bestehen heute zwei Jägerklubs, die 32 bzw. 27 Mitglieder zählen. Dem ersten Klub gehören die sogenannten Intelligenzler an, im zweiten sind die jagdlustigen Angestellten der lokalen Industriebetriebe vertreten. Beide Klubs unterstehen dem Jägermeister Krawcyk, dem aus Posen gebürtigen Direktor der Elbinger Maschinenfabrik. Dieser wiederum ist dem Inspektor der Danziger Forsten, Stypinski unterstellt.

Die Jagdgewehre stammen zum größten Teil aus der Zone. Patronen und Schrot sind in Polen knapp, obwohl gerade dieser Artikel reichlich in der Fabrik von Radom hergestellt wird. Allerdings werden die Bestände hauptsächlich in die Bundesrepublik exportiert.

Der Enthusiasmus der Mitglieder der Jägerklubs steht im umgekehrten Verhältnis zum stark rückläufigen Wildbestand in den Elbinger Forsten. Das Jägerethos ist stark abgefallen und Wildpflege ein nahezu unbekannter Begriff geworden. Zweimal monatlich haben die Klubs eine Sitzung, um Treibjagden zu planen. Neben dem aussterbenden Wild jagt man Wildgänse, Füchse, Pelztiere und Wasservögel.

Die Treiber müssen von den Klubmitgliedern bezahlt werden, und das nicht zu niedrig, da diese Tätigkeit Gefahren mit sich bringt. Die begeisterten Neujäger schossen vielfach versehentlich auf die Treiber, so daß die Anordnung der Klubs neuerdings vorsieht, daß erst geschossen werden darf, wenn das Wild unmittelbar in die Schußlinie tritt.

Das erbeutete Wild gehört den Jägern und kann an die staatliche Wild- und Geflügelzentrale verkauft werden, die hauptsächlich nach Großbritannien exportiert.

Die Wildaufzucht wird sträflich vernachlässigt. Der Erfolg ist, daß die Jagden immer mehr eingeschränkt werden müssen und die Prominenz aus Warschau sich in wildreichere Jagdgebiete zurückzieht. Unter den Aufsehern befinden sich viele Wilderer, denen man nur schwer auf die Schliche kommt. Diese sogenannten „Fleischmacher" bereichern allerdings die polnischen Exportmöglichkeiten, haben dafür aber den Wildbestand aufgerieben.

Walfänger in Königsberg

Die Sowjetregierung will einen Walfangstützpunkt in Königsberg errichten. Zu der Flotte wird das 40 000 Tonnen Walfangmutterschiff „Juri Dolgoruki" gehören, das gegenwärtig in der Sowjetzone gebaut wird.

Die Walfangflotte wird in diesem Herbst zu ihrer ersten Fahrt in die Antarktis auslaufen.

Selbständige deutsche Gemeinden

Polnischer Bischof über die Seelsorge in den deutschen Ostgebieten

Auf zwei- bis dreitausend bezifferte der Präses des ökumenischen Rates in Warschau, Bischof Sygmund Michelis, die Mitglieder der deutschen evangelischen Gemeinde in den polnisch verwalteten Gebieten. Ihre Zahl habe noch vor wenigen Jahren etwa 100 000 betragen. Durch die Familienzusammenführung sei sie in den letzten Jahren und Monaten so zusammengeschrumpft.

Wie der Bischof, der in seiner Eigenschaft als Präses des ökumenischen Rates die deutschen Restgemeinden betreut, in einem Gespräch in Warschau erklärte, bewahrten die Restgemeinden der evangelischen Kirche der altpreußischen Union ihre Selbständigkeit und seien der polnischen Kirche auch nach Auflösung der „Kommission für deutsche Seelsorge" am Jahresende nicht einverleibt worden. Die drei Pastoren der deutschen Gemeinden seien lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen den jeweiligen Superintendenten der polnischen Kirche unterstellt worden. Predigten und Andachten würden nur in deutscher Sprache gehalten.

Michelis nannte drei Zentren der deutschen evangelischen Gemeinden: Stolp mit etwa 400—500 Mitgliedern, Stettin und Umgebung mit rund 200 und Niederschlesien Waldenburg mit ebenfalls etwa 200 Personen. Die anderen Glieder der Kirche lebten verstreut. Die Pastoren sind in Stolp, wo ein großer früherer Gemeinschaftssaal für die Gottesdienste zur Verfügung steht, in Waldenburg und in Breslau tätig. In Stettin sammeln sich die evangelischen Christen um einen Laienprediger, außerdem werden sie von dem Pastor der polnischen Gemeinde betreut.

Das Zusammenleben der Restgemeinden sei stark, sagte der Bischof Michelis. Die Kirche stelle praktisch den einzigen Ort dar, in dem diese Menschen Heimatluft atmeten. Die Seelsorge sei jetzt besser als vor Jahren, weil die gleiche Zahl von Pastoren im Amt blieb wie vor der Familienzusammenführung. Es gebe gegenwärtig materielle Schwierigkeiten. Lange habe man vor der Frage gestanden, ob eine Kirche in Stettin für die rund 200 Kirchenmitglieder wieder erneuert werden sollte. Man habe sich schließlich dafür ausgesprochen. Die Mittel dafür kämen über den ökumenischen Rat vom evangelischen Hilfswerk.

Kritik an der Statistik

Über die bestehenden „Mängel in der Statistik" führt die in Danzig erscheinende polnische Zeitung „Glos Wybrzeza" beredte Klage. Es wird festgestellt, daß es um die Statistik in Polen „ganz und gar nicht gut bestellt" sei, daß sie „Lücken" aufweise, die nicht vorhanden sein sollten. Der Verfasser habe vor kurzem in Erfahrung bringen wollen, wieviele Familien in Gdingen wohnen. Obgleich er sich an eine Reihe „Instanzen und Ämter" gewandt habe, von denen er geglaubt hatte, sie könnten irgendwelche näheren Auskünfte zu seiner Anfrage erteilen, sei niemand in der Lage gewesen, ihm eine „wenn auch nur annähernd konkrete Zahl" zu nennen. Auf Grund von freundlichen Ratschlägen von seiten einer beim Meldeamt beschäftigten Angestellten habe er es schließlich selbst unternommen, die Zahl der in Gdingen wohnhaften Familien annähernd zu errechnen. Resigniert bemerkt der polnische Journalist zu seinen eigenen Berechnungen: „Ich weiß nicht, inwieweit diese Berechnungen richtig sind; andere Zahlen konnte ich jedoch nicht erhalten."

Unsere Heimat heute

Die Abhängigkeit der in Allenstein herrschenden polnischen Kommunisten von den Sowjets läßt sich sogar an der Häufigkeit der Ferngespräche ablesen. In der Reihe der Auslandsgespräche führt mit großem Abstand — Moskau!

Die Viehhaltung in den städtischen Wohnungen von Allenstein, die in den Jahren der polnischen Verwaltung üblich geworden ist, soll jetzt hygienischer Bedenken wegen verboten werden.

In dem von Allenstein aus verwalteten Gebiet Ostpreußens bestehen 744 Staatsgüter. Von diesen werden 200 von fachlich nicht vorgebildeten Leitern verwaltet. Diese sollen jetzt in Schnellkursen geschult werden.

In dem Restaurant Zatorze in Allenstein wurden im letzten Jahr Spirituosen im Werte von 3 Millionen Zloty umgesetzt. Das entspricht den Baukosten von etwa 60 Schulräumen.

In den Kreisen Sensburg und Ortelsburg stehen 100 landwirtschaftliche Anwesen zum Verkauf, ohne daß sich bisher ein Käufer gemeldet hätte.

Die Binnenfischerei in Ostpreußen leidet unter der Behinderung durch Treibholz, das auch die Verbindungen zwischen den Seen zum Teil völlig verstopft. Nach polnischen Quellen sind noch 8000 Kubikmeter Holz aus den ostpreußischen Seen zu bergen.

Nach sowjetischem Muster soll die Schuljugend im polnisch verwalteten Ostpreußen uniformiert werden. Uniformmuster sind bereits in Allenstein eingetroffen.

In Gdingen wurde der Absturz eines glühenden Metallkörpers ins Meer beobachtet. Der geheimnisvolle Gegenstand wurde geborgen und wird zur Zeit untersucht. Man vermutet in ihm den Rest einer Raketenhülle.

Straßen erst in 128 Jahren instandgesetzt

Das Danziger Straßennetz wird erst in 128 Jahren instandgesetzt sein, wenn das bisherige Arbeitstempo beibehalten wird, stellt „Dziennik Baltycki" in einem Bericht über den Zustand des Straßennetzes in Danzig und Umgebung fest. Vom langsamen Fortschreiten der Instandsetzungen zeuge die Tatsache, daß bei 720 km Straßenlänge jährlich nur 5 bis 6 km instandgesetzt würden. In Nachbarstädten herrschen ähnliche Verhältnisse, so werden jährlich in Zoppot nur 4,6 km bei 116 km Gesamtlänge und in Elbing sogar jährlich nur 2,75 km ausgebessert. Die Zeitung weist darauf hin, daß bereits die geringfügige Steigerung des Autoverkehrs im vergangenen Jahr die Unzulänglichkeit der Danziger Straßenverhältnisse gezeigt habe. Die meisten Straßen wiesen keine Straßenschilder auf, vorhandene Verkehrszeichen seien häufig so aufgestellt, daß sie zu Irrtümern Anlaß geben. Auch fehle es an Parkmöglichkeiten. Eine Sonderkommission für Verkehrsfragen sei gebildet worden, teilt die Zeitung mit, und erklärt dazu: „Wir sind der Meinung, daß der schlechte Zustand der Straßen in der Dreistadt (d. i. Danzig-Zoppot-Gdingen) bereits genügend ausgewachsen ist und eine spezielle Behandlung verlangt."

Razzien gegen Protistuierte in deutschen Ostgebieten

Die polnischen Polizeibehörden in Danzig, Stettin, Breslau und mehreren oberschlesischen Städten unternehmen gegenwärtig Großrazzien gegen die angewachsene Prostitution in den unter polnischer Verwaltung stehenden Ostgebieten. Wie aus polnischen Presseberichten hervorgeht, haben sich in die Razzien auch die polnischen Jugendbehörden eingeschaltet, da anfangs auch Mädchen im Alter von 13 bis 18 Jahren als Prostituierte aufgegriffen wurden. Danzig hält, wie die polnische Presse berichtet, den traurigen Rekord, die jüngste Prostituierte zu haben. Das von der Sittenpolizei im Danziger Hafengebiet aufgegriffene Mädchen ist elfeinhalb Jahre.

Die polnische Polizei führt das Anwachsen der Prostitution auf die schwierigen Lebensverhältnisse und die Verlockung des leichten Geldverdienens sowie auf den übermäßigen Alkoholgenuß der Eltern der festgenommenen jugendlichen Prostituierten zurück. In Breslau wurde bei einer Razzia eine „Prostituierten-Schule" entdeckt, die sich regen Zuspruchs erfreute und monatlich bis zu 30 „Schülerinnen" aus Polen und Schlesien kostspieligen „Ausbildungsunterricht" erteilte.

Slawisches Museum in Marienburg

In Marienburg soll als Erinnerung an die Schlacht von Grunwald — wie in Polen die Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 genannt wird — ein slawisches Museum errichtet werden. Ein vereinigtes litauisch-polnisches Heer hatte dort das Heer des Deutschen Ordens unter Hochmeister Ulrich von Jungingen vernichtet.

PRESSESPIEGEL

Gelungene Deutschland-Politik ...

„Die Nachbarn im Osten mißtrauen Deutschland mit Adenauer, mit Franz Josef Strauß und mit Atomwaffen. Die Nachbarn im Westen mißtrauen Deutschland ohne alle diese „Trümpfe". War Deutschland jemals einsamer? Das ist die Wahrheit hinter der Fassade der deutschen Wiedergeburt im westlichen Geiste und der Aufnahme Deutschlands in die westliche Familie. Die westliche Familie nahm so viel von Deutschland auf, wie sie selbst brauchen konnte und dem Osten nicht gönnte, und verhinderte damit zugleich die Wiedervereinigung. Zwei Fliegen mit einer Klappe. Das alles war beabsichtigt, das alles ist gelungen. Die Deutschland-Politik des Westens war also ohne Zweifel erfolgreich. Nur hätte man nicht sagen sollen, dies alles sei zum Wohle Deutschlands geschehen, weil diese Unwahrheit sich eines Tages rächen wird, genauso wie sich die Unwahrheit, Frankreich kämpfe in Afrika „für Europa", schon gerächt hat. Jedes weitere Jahr der Unwahrheit erschwert die Lösung sowohl der deutschen wie der französischen Frage. Der Preis, zu dem eine Lösung möglich ist, wird immer höher."

„Die Tat", Zürich

Dummer Zufall ...

„Denn die Möglichkeit eines dritten Weltkrieges ist heute nicht mehr ohne weiteres von der Hand zu weisen, und alles, was gesprochen und getan wird, spielt sich vor diesem dunklen Hintergrund ab. Das kann nicht bedeuten, daß man die Waffen streckt und vor den sowjetischen Ultimaten und Diktaten kapituliert. Diese Möglichkeit schließt auch der britische Premier aus, und seine Erkundungsfahrt in die Sowjetunion hat nichts Gegenteiliges offenbart. Im Gegenteil hat sie deutlich gemacht, daß er in der Berliner Frage und in der deutschen Frage nicht zu Konzessionen bereit war. Aber der Ernst der Stunde macht es erforderlich, die Möglichkeit von Verhandlungen bis zum letzten auszuschöpfen, bevor die große Mobilmachung in Gang gesetzt wird. Sie würde heute etwas Unwiderrufliches in sich tragen, weil die Angst vor dem Überraschungsschlag des Gegners wahrscheinlich den eigenen Überraschungsschlag herausfordern und auslösen würde . . . Der einfache Bürger übersieht diese Tatsachen, weil er es für Wahnsinn hält, wenn die Völker sich selber vernichten würden. Die Staatsmänner aber kennen sie und müssen sie auch veranlassen, wenn der Gegner das gleiche tut. Sie handeln zwangsläufig. Darin liegt die Gefahr. Und darin, daß einer jener dummen Zufälle, wie sie niemals auszuschließen sind, einen Mechanismus auslösen kann, der dann nach seinen eigenen Gesetzen abläuft."

„Die Welt", Hamburg

Törichte Vorausleistungen

„Die Geschichte verlangt nun eben gerechter Weise die Bezahlung einer Schuld, die Deutschland im zweiten Weltkrieg auf sich lud. De Gaulles Erklärung aber ist eine jener törichten Vorausleistungen, durch die sich der Westen aller Möglichkeiten beraubt, bei künftigen ernsthaften Verhandlungen echte Angebote zu machen."

„Bieler Tagblatt", Schweiz

Die Alternativen

„10 Jahre Nato und Warschauer Pakt — das heißt 10 Jahre finstere Reaktion, Verharren in den Formen und Vorstellungen einer versunkenen Welt, heißt Züchtung eines Feindkomplexes, Kriminalisierung des Bewußtseins, Vorbereitung zum Krieg, auf den Selbstmord, auf die Vernichtung der Erde. Geopolitisch denken heißt Hineintreten in die Dimensionen einer neuen Welt und Nachvollziehen der atomaren Revolution im politischen Bewußtsein, heißt Auflösung jedes Feindkomplexes, Versittlichung des Menschen, Erarbeitung des Friedens, Neuordnung der Gesellschaft, Hegung der Erde."

„Gemeinschaft und Politik"

Wir stehen allein

„Die Schwierigkeit liegt nicht darin, einen Modus für die Wiedervereinigung zu finden, der von beiden Mächten gebilligt werden könnte. Hier gibt es eine Reihe von Möglichkeiten. Sie liegt vielmehr darin, einzusehen und zuzugestehen, daß Wiedervereinigung und Friedensschluß nicht nur den Krieg beenden, sondern auch das Fazit des verlorenen Krieges ziehen werden und damit die bis zur Stunde sorgsam gepflegte Illusion zerstören müssen, als könne die Liquidation des Hitlererbes ohne weitere schwere Opfer des deutschen Volkes und in der vollen Gesichertheit der eigenen Existenz vollzogen werden. Es ist eine Augentäuschung, wenn sich Bonn schmeichelt, in dem gegenwärtigen Weltkonflikt endlich „auf der richtigen Seite" zu stehen. Das deutsche Volk steht nach wie vor allein!"

Hermann Rauschning
(ehem. Senatspräsident von Danzig)

OSTPREUSSEN-WARTE
Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen
Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Eichland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.
Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10 Ausgabe, Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung, Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.
Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22, Tel.: 37 68, Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10.

Bild einer Landschaft: Johannisburger Heide

Ganze Ortschaften verschwinden — Urwälder breiten sich aus — Abwässer verseuchen Seen

Kaum eine Landschaft des südlichen Ostpreußen ist so einschneidenden Veränderungen unterworfen worden wie das bekannte Gebiet um Johannisburg. Bevor wir in der Stadt einen Besuch machen, wollen wir uns die Johannisburger Heide, die Seen und einige Dörfer ansehen.

Kommen wir heute vom Beldahnsee südlich zum Niedersee, dann begleiten einen links und rechts des Weges stark oder gänzlich eingeschlagene Waldflächen. Zu jeder Jahreszeit setzen die Polen hier Dutzende von Holzfällerkolonnen ein, die mit Motorsägen den alten Beständen zu Leibe gehen. Unzählige Stämme flößt man die Seen hinab. Zum Teil wird das Holz auch gleich hier verarbeitet. So unter anderem im Dorf Niedersee, wo das dortige Sägewerk wieder in Gang gesetzt wurde. Heute arbeitet es in Tag- und Nachtschichten. Masuren ist der Forstbezirk im polnisch verwalteten Ostdeutschland, der ständig die Sollzahlen für den Holzeinschlag übererfüllt.

Kommt man in bewohnte Gebiete, so sieht man auch dort, daß den Polen die Forstwirtschaft wichtiger als alles andere ist. Tausende von Hektar Kulturland, die während der Kollektivierungsperiode unbebaut blieben oder Staatsgütern angehörten, hat man dem Staat überlassen. Und die Regierung wußte nichts besseres mit dem Ackerland anzufangen, als es wiederum den Oberförstereien zu übergeben, die mit der Aufforstung begannen. So hat sich die landwirtschaftliche Nutzfläche im Kreis Johannisburg ganz empfindlich verringert. Offenbar hat man diesen Teil Masurens nur als Holzlieferanten ausersehen. Die staatlichen Forsten haben im vergangenen Jahr auch erstmalig größere Mittel zur Wiederaufforstung der kahlgeschlagenen und durch Waldbrände vernichteten Flächen erhalten. Gutsarbeiter, Hilfskräfte und Soldaten roden seitdem Stubben und schonen die arg verwüsteten Wälder wieder an.

Leider weist der Kreis Johannisburg auch eine völlig tote Zone auf, in der gar nichts für den Wiederaufbau geschieht. Es handelt sich dabei um den Bezirk östlich des Spirdingsees bei Arys. Dort befindet sich ein großer Truppenübungsplatz, der in der Nachkriegszeit schon zweimal beträchtliche Erweiterungen erfahren hat. In diesem Bezirk gibt es keine Ortschaften, keine Zivilbewohner und keine friedliche Arbeit mehr! Alles ist dem Militär untergeordnet, und das Gebiet wurde hermetisch von der Außenwelt abgesperrt. Heute gibt es auch keine Eisenbahnverbindung zwischen der Kreisstadt und Arys mehr. Von den Sowjets wurde diese Linie nach dem Kriege demontiert. Polnischerseits hat man kein Interesse an einem Wiederaufbau der Strecke.

Trotz der starken Einschläge im ländlichen Gebiet gibt es noch immer Bezirke, die seit Jahren von keinem Menschen mehr betreten worden sind. Anstatt alle Waldgebiete gleichmäßig durchzuforsten und Kahlschläge zu vermeiden, arbeiten die Holzfällerbrigaden nur in den am leichtesten zugänglichen Forsten. So ist es anderseits zur Bildung von regelrechten Urwäldern gekommen. Das hat nicht nur für die Wälder selbst große Nachteile, sondern auch die Bevölkerung in der weiteren Umgebung wird davon betroffen. Sind doch diese vernachlässigten Gegenden Schlupfwinkel hunderter Wildschweinrotten, die eine große Plage für die Landwirtschaft darstellen. Die Zahl der Schwarzkittel hat sich im Kreis Johannisburg in einem seit Menschengedenken nicht mehr gekannten Ausmaß vergrößert. Es ist bereits so weit gekommen, daß einige Staatsgüter nachts Posten auf den Feldern aufstellen müssen. Jetzt endlich hat sich die Armee zur Unterstützung bereiterklärt, nachdem die polnischen Förster in der Bekämpfung gänzlich versagt haben. Scharfschützen aus den Einheiten auf dem Truppenübungsplatz werden zur Wildschweinjagd eingesetzt. Doch das alles wird kaum große Erfolge haben, solange nicht alle Wälder gleichmäßig in Ordnung gehalten werden. Genau so ist es mit der Wolfsplage, die im Johannisburger Gebiet nicht minder umfangreiche Schäden anrichtet. Es ist jedoch auch hier nicht gelungen, eine durchgreifende Besserung zu erzielen. Nach wie vor hausen Rudel der Raubtiere in den abgelegenen Gebieten und unternehmen von dort ihre Raubzüge, denen jährlich viel Vieh zum Opfer fällt. Die Zahl der Wölfe in ganz Masuren wird nach neuesten polnischen Schätzungen mit etwa zweihundert angegeben.

Wie die polnische Bevölkerung alle diese Unzulänglichkeiten empfindet, mögen Vorgänge in Gehlenburg schildern. Dort vermindert sich die Zahl der Polen von Jahr zu Jahr mehr, weil die Lebensbedingungen schlecht sind. Hatte das Städtchen auch nur wenige Kriegszerstörungen aufzuweisen, so unterblieb jedoch jegliche Reparatur an den bestehenden Häusern. Der Verfall schritt fort, und heute ist ein Teil der Häuser nicht mehr bewohnbar. Die Einwohnerzahl sank in der letzten Zeit allein um 360 Personen! Kennzeichnend für die Lage dort ist, daß die schulentlassene Jugend meistens versucht, Arbeits- oder Lehrstellen in Polen zu erhalten. Die Zandersche Mühle beispielsweise, die erhalten geblieben ist, hat nur noch überalterte Arbeitskräfte. Auch sonst suchen sich qualifizierte Arbeitskräfte andere Wohnorte. Als man kürzlich die evangelische (heute katholische) Gehlenburger Kirche renovieren wollte, konnte man in der Stadt keine Handwerker dazu finden. Dasselbe Problem besteht in der Bauwirtschaft, die die übriggebliebenen Häuser reparieren soll, aber keine Arbeitskräfte hat. Selbst also wenn man Geld und Material hat, klappt es nicht! Viele Polen in Gehlenburg sind in der Forstwirtschaft oder als Verladearbeiter auf den Bahnhöfen der Strecke Lyck—Ortelsburg beschäftigt, die durch die Johannisburger Heide führt. Auch auf diesen Bahnhöfen wird ständig Holz abgefahren.

Kommt man weiter in das südliche Gebiet der früheren Grenze zwischen Polen und Ostpreußen, so macht man eine traurige Entdeckung. Hier haben die Polen viele Häuser aus den Gütern und Dörfern abgebrochen und über die Grenze fortgeschafft. Es handelt sich um Polen, die nicht an die dauernde polnische Verwaltung Ostdeutschlands glauben und deshalb in Ostpreußen nicht wohnen wollen. Andererseits wollen sie ihre eigenen zumeist armseligen Behausungen durch bessere ersetzen. Und so kam es lange Zeit hindurch zu Fahrten über die Grenze, um Häuser abzureißen und das beste fortzuholen. Heute ist es so, daß den trostlos aussehenden ostpreußischen Ortschaften in der Johannisburger Heide neu gebaute Dörfer und Gehöfte auf der polnischen Seite gegenüberstehen! Es ist also genau der umgekehrte Umstand eingetreten, wie er früher hier üblich gewesen ist. ‚Nun, wir verzichten gern auf alle Häuser in Ostpreußen, wenn sie von den Russen und Polen mitgenommen werden und sie uns wieder in unsere Heimat lassen! Heute jedoch schon zeigen diese Vorgänge an der alten Reichsgrenze wie wenig viele Polen auf die Regierungs-Propaganda geben und mit einem Verbleiben Ostpreußens bei Polen rechnen.

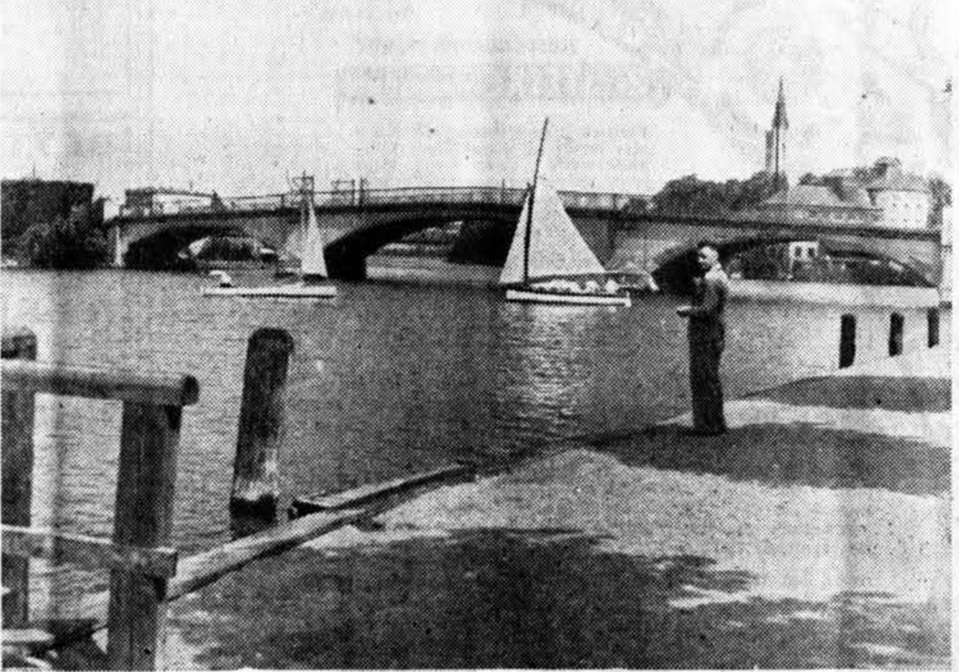
Um den Zustand aller Dörfer in diesem Kreis zu schildern, fehlt uns der Platz. Wir wollen uns daher mit einigen Orten beschäftigen, die für die Gesamtlage sprechen. In Richtwalde leben nur wenige Polen. Dort ist einiges dem Abbruch zum Opfer gefallen. Die Zahl der Höfe ist gegenüber früher um vier Fünftel zurückgegangen. Koslowen existiert überhaupt nicht mehr. Es ist völlig verschwunden. Schwiddern mußte schwere Schäden durch Fortschaffen ganzer Gebäude über die Grenze hinnehmen. In dieser Ortschaft befanden sich letzthin nur sechs polnische Bauern. Klein-Kessel hatte Jahre hindurch viel Brachland, das jedoch an Landwirte verkauft wurde. Dann wanderten diese ab und das Staatsgut übernahm die Flächen. Heute gibt es wieder Brachland. Die übrigen Felder sind so schlecht bestellt, daß die Hektarerträge nach polnischen Presseberichten „nicht einmal einen Teil der Unkosten des Betriebes decken, geschweige denn zu einem Überschuß führen". Der Betrieb ist total verschuldet. Lindensee ist ebenfalls ausgelöscht. Drosselwalde ist einigermaßen erhalten. Dort gibt es auch eine Anzahl polnischer Bauern. Vor zwei Jahren wurde dort die einzige „Ländliche Gesundheits-Genossenschaft" im Kreis Johannisburg gegründet. Dies war notwendig, weil das Arztwesen auf dem Lande darniederliegt und mit früher nicht mehr zu vergleichen ist. Hier sind einige neue Unterkünfte für die Arbeiter entstanden. Nittken ist so ziemlich erhalten. Die Zahl der polnischen Bauern liegt bei einem Dutzend. Birkenberg haben die Polen fast völlig abgebrochen. Das Baumaterial wurde über die Grenze nach Polen geschafft. Drygallen gehört wie Gehlenburg zu den Ortschaften, in denen noch verhältnismäßig viel Landsleute leben. Drygallen wurde in der letzten Zeit dadurch bekannt, daß von hier aus Zivil- und Militärfeuerwehren zur Löschung der großen Waldbrände in der Umgebung eingesetzt wurden. Große Flächen wurden damals vernichtet, die erst langsam wieder aufgeforstet werden. Falkendorf gehört auch zu den Gemeinden, die heute nicht mehr bestehen. Auch hier wirkte sich eine großangelegte Abbruchaktion vernichtend aus.

Die Seen haben heute keinen Fischbestand mehr. Erst machte sich die Raubfischerei bemerkbar, und später kam von Nieden her das Unglück. Dort haben die Polen nämlich eine Preßplattenfabrik eingerichtet, deren Abwässer schädliche bzw. giftige Chemikalien enthalten und alle Gewässer der Umgebung verseuchten, so daß die Fische eingingen. Die Abwässer fließen zuerst in die Nida, kommen dann in den Wigrinnensee, durchfließen den schon eingangs erwähnten Beldahnsee und landen schließlich bei Nikoleiken im Spirdingsee. Die masurischen Seen sind durch das Werk in Nieden fast alle aufs schwerste geschädigt worden. Für die ganze Landschaft sind die stinkenden bräunlichen Abwässer zu einer Gefahr geworden. Auch der Ferienverkehr leidet bereits darunter, weil die Wanderer und Zeltgäste nicht mehr in diesem einst herrlichen Ferienparadies bleiben wollen. Die ganze Gegend der Johannisburger Heide stinkt heute nach Schwefel, der in den Abwässern enthalten ist. Am schlimmsten steht es mit dem Wigrinnersee, der bereits völlig verseucht ist und nicht mehr für den Fischfang oder die Fischzucht geeignet ist. Die verseuchten Flächen in den Gewässern breiten sich inzwischen immer mehr aus, weil die in der letzten Zeit eingebaute Filteranlage in Nieden nur ungenügend arbeitet.

Kotten ist auch einmal gewesen. Hier steht ebenfalls kein einziges Haus mehr! Von Drygallen ist nachzutragen, daß sich dort ein Holzverarbeitungskombinat befindet, in dem jetzt auch Repatrianten beschäftigt werden. Polnische Rußlandheimkehrer arbeiten seit kurzem auch auf dem Drygaller Staatsgut. Kallischken ist relativ gut erhalten. Das dortige Gut wurde verstaatlicht. Wiederum völlig vernichtet ist aber Steinfelde, wo nur noch Trümmerstaub die ehemals bebauten Grundstücke kennzeichnet. Auch der letzte Ziegelstein ist von hier abgefahren worden. Zum Schluß noch ein Hinweis auf Komorowen, wo sich ein Staatsgut befindet. Dort arbeitet als Gutsleiter jetzt der frühere Kolchosdirektor von Nittken, nachdem die dortige Kolchose aufgelöst wurde. Dieser „Direktor" wirtschaftet in Komorowen genau so schlecht wie in Nittken.

Die Kreisstadt Johannisburg bietet heute das traurigste Bild im ganzen Landkreis! Nach den ersten schweren Verwüstungen während des Russeneinfalls im Jahre 1914/15 sanken am Ende des zweiten Weltkrieges und während der polnischen Verwaltung wiederum hunderte Häuser in Schutt und Asche. Man nimmt eine Zerstörung von mindestens 80 Prozent an! Wahrscheinlich ist die Vernichtung aber noch viel größer, weil man auch hier statt Wiederaufbau zu treiben den Häuserabbruch gestattete. Die Zahl der total vernichteten Gebäude (durch Krieg wie Abbruch) liegt zwischen sechshundert und siebenhundert! Die vertriebenen Johannisburger werden am besten wissen, was diese Zahlen für ihre Heimatstadt bedeuten.

Auch heute ist es in der Kreisstadt noch zu keiner wesentlichen Besserung gekommen. Erhalten blieben nur einige Häuser um den Marktplatz, wenn man von einigen Einzelhäusern absehen will, die sonst noch verstreut stehen. Am Marktplatz befinden sich das polnische Rathaus, ein Lichtspieltheater, das Kreisgericht, zwei Kaufhäuser, mehrere Kioske, eine Apotheke und Wohnbauten. Das kann aber nicht über die schweren Zerstörungen hinwegtäuschen. Überdies sehen die erhaltenen Häuser gespenstisch in der sonstigen Trümmerwüste aus, die noch nicht einmal voll aufgeräumt worden ist! Der Verkehr ist minimal. Eine Straßenreinigung hat man erst gar nicht mehr eingerichtet. Der Wiederaufbau umfaßte bisher nur elf Gebäude. Dabei handelte es sich auch um keine echten Neubauten, sondern um Reparaturen beschädigter Gebäude. Ob die vor kurzem bekanntgegebenen Aufbaupläne, die eine Reihe von Neubauten vorsehen, verwirklicht werden, darf man mit Fug und Recht bezweifeln. Johannisburg ist nicht zuletzt durch Abbruch und Vernachlässigung zu dem heutigen Torso einer Stadt geworden. Sogar die erhalten gebliebenen Häuser sehen jämmerlich aus und zeigen typische Verfallserscheinungen. So ist das ganze Gesicht der Johannisburger Landschaft seit dem Kriege entscheidend verändert worden.



Schöne Heimat, wie wir sie alle in unserer Erinnerung haben. Auf dem Bilde die Brücke von Nikolaiken am großen Spirdingsee, Foto: Löhnich

„Küstenwojewodschaften am stärksten vernachlässigt"

Die Zeitschrift „Rada Narodowa", das in Warschau erscheinende Instruktionsorgan für die polnischen „Nationalräte", trifft die bemerkenswerte Feststellung, die drei Küstenwojewodschaften" Stettin, Köslin und Danzig sowie die „Wojewodschaft" Allenstein seien „die bisher am stärksten vernachlässigten Wojewodschaften".

Diese Feststellung ist in einem eingehenden Bericht über verschiedene Pläne der Regierungsstellen zur wirtschaftlichen „Aktivierung der Westgebiete" enthalten. Unter anderem wird behauptet, daß sowohl im Jahre 1958 als auch in den Plänen für 1959 bei der Entwicklung der „Wojewodschaften" in den „Westgebieten" ein „schnelleres Tempo" zugrunde gelegt worden sei als für die übrigen polnischen Wojewodschaften, wie auch der Anstieg der globalen Investitionsmittel hier bei der örtlichen Wirtschaft schneller verlaufe als in Zentralpolen. Des weiteren wird in dem Bericht ausgeführt, daß „besondere Vergünstigungen und Ermäßigungen" für die „individuellen" Fischer von den Regierungsstellen angeordnet und ihnen auch „günstige Verkaufspreise" für die von ihnen abgelieferten Fische bewilligt worden seien, wodurch ihnen die Anschaffung von Motoren für ihre Fischerboote ermöglicht worden sei usw. Demgegenüber hatte erst kürzlich die in Danzig erscheinende Zeitung „Glos Wybrzeza" lebhafte Klage darüber geführt, daß die „individuellen" Fischer gegenüber den Fischereigenossenschaften dadurch benachteiligt würden, daß sie beim Verkauf ihrer Fangergebnisse an die staatlichen Firmen lediglich die Hälfte, ja oftmals nur den dritten Teil der Preise erzielen könnten, welche den Fischereigenossenschaften zugebilligt werden. Die schlechten Preise würden es den selbständigen Fischern nicht einmal ermöglichen, ihr abgenutztes Fischereigerät zu erneuern, ganz zu schweigen von der Anschaffung eines Motors für ihre Fischerboote. Demzufolge — so war in dem polnischen Blatt festgestellt worden — bleibe den Fischern nichts anderes übrig, als auch weiterhin das noch aus deutscher Zeit stammende Fischfanggerät zu benutzen.

Prof. Lemberg neuer Präsident

Zum neuen Präsidenten des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates in Marburg, dessen Arbeit den Problemen Ostmitteleuropas gilt, wurde Prof. Eugen Lemberg (Wiesbaden) gewählt.

Nun Hauptentschädigung für dringende Notstände

Notstand liegt vor bei Erkrankung, Vollstreckungsmaßnahmen und drohender Existenzvernichtung

Der § 10 der Weisung über die Erfüllung des Anspruchs auf Hauptentschädigung in der Fassung vom 19. 2. 1959 enthält die Bestimmung, daß wegen eines besonderen sozialen Notstandes des Hauptentschädigungsberechtigten Hauptentschädigung gezahlt werden kann, wenn zur Abwendung oder Milderung eines Notstandes große Aufwendungen erforderlich sind. Mit gleichem Datum wurden zu dem genannten Paragraphen Durchführungsbestimmungen erlassen, die in den folgenden Ausführungen Berücksichtigung finden. Diese Hilfe wird nur dem unmittelbar Geschädigten oder seinem erbberechtigten Ehegatten zuteil. Die Zahlung der Hauptentschädigung soll nicht an die Stelle anderer Zahlungen aus öffentlichen Mitteln, insbesondere von Fürsorgeleistungen treten, sondern dem Vertriebenen zusätzlich zugute kommen.

Die allgemeine Härteklausel

Diese ist im § 10 Abs. 1. der eingangs zitierten Weisung enthalten. Es wird ein besonderer sozialer Notstand gefordert. Für die Beurteilung des Notstandes spielt zwar eine Rolle, wie hoch die Einkünfte des Entschädigungsberechtigten und seiner Angehörigen sind, doch darf eine Ablehnung des Antrages auf Auszahlung der Hauptentschädigung für sozialen Notstand nicht deshalb erfolgen, weil zum Beispiel die Einkünfte den einfachen Fürsorgerichtsatz oder einen bestimmten Satz über diesem Satz überschreiten. Umgekehrt wird ein besonderer sozialer Notstand durch die Ausgleichsämter nicht schon deshalb angenommen, weil nur geringe Einkünfte vorliegen. Die Berufung auf eine allgemeine schlechte Einkommenslage reicht nicht aus. Von maßgebender Bedeutung ist vielmehr, daß besondere Ereignisse oder die besonderen individuellen Umstände des Hauptentschädigungsberechtigten oder der zu seinem Haushalt gehörenden Angehörigen den Notstand hervorgerufen haben. Hier kommen in Betracht: **Ein Notstand als Folge schwerer oder langandauernder Erkrankung sowie die Abwendung von Vollstreckungsmaßnahmen** (sofern sie nicht auf Grund eines anderen Lebenstatbestandes, z. B. bei entgeltlichem Erwerb von Wohngrundstücken, abgewendet werden können), **sowie die Abwendung der Vernichtung der Existenz. Es müssen also größere Aufwendungen vorliegen.** Bei der Beurteilung der Erforderlichkeit im Rahmen der allgemeinen Härteklausel wird berücksichtigt, ob eine Übernahme der Aufwendungen durch Drittverpflichtete in Betracht oder ob die Einkünfte des Hauptentschädigungsberechtigten oder der zu seinem Haushalt gehörenden Angehörigen ausreichen, um die Aufwendungen für den laufenden Lebensunterhalt zu bestreiten, ohne daß sich die Betreffenden unzumutbar einschränken müssen. Dabei werden zwar gebundene Sonderleistungen nicht berücksichtigt, während Sonderaufwendungen für die Körperbehinderten berücksichtigt werden.

Die Sonderfälle der Auszahlungsmöglichkeit.

Im § 10 Abs. 2 sind die Sonderfälle einer Auszahlungsmöglichkeit aufgezählt, bei denen eine allgemeine Prüfung nach den oben geschilderten Dringlichkeitsmaßstäben wegfällt und **bei denen eine Auszahlung regelmäßig in Betracht kommt.** Sonderfälle sind gegeben:

1. Wenn der Hauptentschädigungsberechtigte Unterhaltshilfe deshalb nicht erhält, weil er zwar die Voraussetzungen hinsichtlich des Lebensalters (65. Lebensjahr bei Männern, 60. Lebensjahr bei Frauen) oder Erwerbsunfähigkeit sowie hinsichtlich Unterschreitens des Einkommenshöchstsatzbetrages (180 DM bei einem Ehepaar, 120 DM bei einem Alleinstehenden) und der Vermögensgrenze (6000 DM) erfüllt, jedoch die Jahrgangsgrenze nicht erreicht, d. h. nicht vor dem 1. 1., 1890 bzw. 1. 1. 1893 (eine Frau vor dem 1. 1. 1895 bzw. 1. 1. 1898) geboren ist oder weil bei Erwerbsunfähigkeit die Stichtagsvoraussetzungen (31. August 1953!) nicht vorliegen.

2. Wenn bei alleinstehenden Frauen die Unterhaltshilfe eingestellt wurde, weil sie nicht mehr für mindestens 3 Kinder zu sorgen haben.

3. Wenn durch den Tod des einzigen Ernährers oder durch plötzlichen Wegfall der den Lebensunterhalt sichernden Einkünfte die Lebensgrundlage des Hauptentschädigungsberechtigten und seines Ehegatten vernichtet ist und kein Vermögen von mehr als 12 000 DM vorhanden ist, dessen Verwertung zugemutet werden kann. Eine Vernichtung der Lebensgrundlage ist immer anzunehmen, wenn Zuwendungen zum Lebensunterhalt, auf die ein Rechtsanspruch bestand, oder sonstige gesicherte laufende Einkünfte durch Tod des Ernährers oder durch andere plötzliche Ereignisse (z. B. Wegfall einer Rente, Liquidation eines Betriebes) weggefallen sind, ohne daß gleichzeitig ein Anspruch auf andere der Sicherung des Lebensunterhalts dienende Leistungen oder Zuwendungen entstanden ist und wenn dadurch die den Lebensunterhalt sichernden Einkünfte die Höhe des Unterhaltshilfesatzes (180 DM bei Ehepaaren, 120 DM bei alleinstehenden Personen) zuzüglich der Miete nicht mehr erreichen. Das Absinken der Einkünfte darf aber nicht absichtlich herbeigeführt worden sein. Das schuldhafte Verhalten Dritter kann aber nicht die Auszahlung des Notstandsbetrages in Gefahr bringen.

Der Höchstbetrag beträgt insgesamt 2000 DM, ganz gleich, ob nach der allgemeinen Härteklausel oder nach den Sonderfällen ausbezahlt wird. Wird der genannte Höchstbetrag nicht ausgeschöpft, so können bei Eintreten einer erneuten Notlage bis zur Höhe des Unterschiedsbetrages weitere Auszahlungen vorgenommen werden. Nach der Anordnung des Bundesausgleichsamtspräsidenten vom 20. März 1959 können zur bevorzugten Auszahlung wegen eines besonderen sozialen Notstandes bis zu 50 Prozent im Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1959 zur Erfüllung der Ansprüche aus Hauptentschädigung mit 600 Millionen DM angesetzten Mittel, das sind 30 Millionen DM, verwendet werden.

Ausweise für Vertriebene im Ausland

Im Zeitraum vom 1. Januar 1957 bis zum 30. September 1958, also in jenen 21 Monaten, für die eine Statistik vorliegt, wurden insgesamt 1 792 Ausweise für deutsche Heimatvertriebene und Flüchtlinge, die im Ausland leben, ausgestellt. Die Mehrzahl dieser Vertriebenen und Flüchtlinge, nämlich 1 006, denen in dem genannten Zeitabschnitt ein Ausweis ausgestellt worden ist, hat im europäischen Ausland ihren Wohnsitz. Mit 661 Ausweisinhabern folgt Amerika auf dem zweiten Platz. Afrika mit 53, Australien mit 39 und Asien mit 33 Ausweisinhabern schließen sich an. Unter den einzelnen Ländern rangiert Österreich für den genannten Zeitraum mit 368 Ausweisinhabern an der Spitze. Die Vereinigten Staaten stehen mit 292 auf dem zweiten Platz. Ihnen folgen Kanada mit 195 und Schweden mit 187 Ausweisinhabern.

Vorfinanzierung von Hauptentschädigung

Günstige Möglichkeit für Anspruchsberechtigte / Sicherung der Altersversorgung

Viele Geschädigte können vorläufig mit einer Regelung ihrer Ansprüche nach dem LAG noch nicht rechnen, weil die Erfüllung nach den jährlich zur Verfügung stehenden Summen gemäß den Dringlichkeitsstufen erfolgt und für die Durchführung des Lastenausgleichs ein Termin bis zum 31. 3. 1979 gesetzt ist.

Durch die 14. Leistungsdurchführungsverordnung zum Lastenausgleichsgesetz besteht jetzt für Hauptentschädigungsanspruchsberechtigte die Möglichkeit, ihren Hauptentschädigungsanspruch u. a. auch ganz oder teilweise zur Sicherung oder Verbesserung ihrer Altersversorgung zu verwenden.

Einige Versicherungsgesellschaften haben sich bereit erklärt, gegen Eintragung des Hauptentschädigungsanspruchs in das Bundesschuldbuch folgende Altersversorgung zu bieten:

1. Sofort beginnende Leibrente (monatlich nachschüssig zahlbar) als
   a) reine Altersrente mit einer Mindestlaufzeit von 5 bzw. 10 Jahren
   oder
   b) Altersrente mit 60prozentiger Witwenrente.
2. Aufgeschobene Leibrente (monatlich vorschüssig zahlbar, mit Rentenbeginn im 65., bei Frauen im 60. Lebensjahr als
   a) reine Altersrente mit Rückgewähr der Einmaleinlage beim Tode der versicherten Person vor Rentenbeginn
   oder
   b) Altersrente mit 60prozentiger Witwenrente.
3. Todes- und Erlebensfallversicherung (Kapitalversicherung) mit Ablauf der Versicherungsdauer im 65. Lebensjahr.

Von dem Recht auf Vorfinanzierung durch eine Versicherung kann vorläufig nur der Hauptanspruchsberechtigte, und, wenn dieser gestorben ist, der erbberechtigte Ehegatte Gebrauch machen.

Für sonstige Erben eines Hauptentschädigungsberechtigten ist die Vorfinanzierung noch nicht zugelassen.

Die Vorfinanzierung wird folgendermaßen durchgeführt: Der Hauptentschädigungsberechtigte stellt bei einer Versicherungsgesellschaft einen Antrag für eine Lebens- bzw. Rentenversicherung bei Verwendung der Hauptentschädigung aus dem Lastenausgleich. Gleichzeitig ist ein Antrag auf bevorzugte Erfüllung des Anspruchs auf Hauptentschädigung zum Zwecke des Abschlusses eines Lebensversicherungsantrages zu stellen. Dieser Antrag muß spätestens am 31. Dezember 1960 gestellt sein.

Für den Fall, daß der Schaden bereits festgestellt wurde, ein Antrag auf Zuerkennung von der Hauptentschädigung jedoch noch nicht eingereicht worden ist, hat der Antragsteller diesen Antrag nunmehr ebenfalls zu stellen.

Der Geschädigte bleibt an seinen Antrag auf Abschluß eines Lebensversicherungsvertrages bis zum Vertragsabschluß bzw. bis zu einer ablehnenden Entscheidung des Ausgleichsamtes gebunden.

Die Versicherung beginnt mit der Eintragung in das Bundesschuldbuch.

Interessenten, die einen Hauptentschädigungsanspruch haben, können wir einen für ihren Wohnsitz zuständigen Fachberater namhaft machen, der ihnen für ihren individuell gelagerten Fall für eine Beratung zur Verfügung steht. Wenden Sie sich bitte unter Angabe von Alter und Beruf, an die Schriftleitung der Ostpreußen-Warte, Hannover, Osterforth 14.

Ostpreuße wird Staatssekretär

Der Bundesminister für Wohnungsbau Paul Lücke führte den bisherigen Richter beim Bundesverwaltungsgericht in Berlin, Dr. Werner Ernst, in sein Amt als Staatssekretär im Bundesministerium für Wohnungsbau ein. Dr. Werner Ernst stammt aus Ostpreußen. Er wurde in Gumbinnen geboren. Er zählt zu den besten Kennern das Bau- und Bodenrechts. Er war bisher Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates für Fragen der Bodenbewertung beim Bundesminister für Wohnungsbau.

Wenzeslav, der von Böhmen, am meisten hervor, folgend dem rühmlichen Beispiel seines Vorgängers Ottokars des Zweiten. Aber auch Bela, der König von Ungarn, trat bald, wie wir fernerhin sehen werden, unter des Ordens Wohltätern und Beschützern auf. Unter der Zahl der Fürsten Deutschlands war es vor allen Otto, der edle Herzog von Braunschweig, welcher sich um den Orden manche hohe Verdienste erwarb.

Dieser Otto, das Kind genannt, seit wenigen Jahren erster Herzog von Braunschweig, war es, welcher dem Orden in Preußen, vorzüglich auch jenen bedrängten Rittern auf Balga, die langersehnte Hilfe brachte. Jugendliche Tatenlust, Durst nach Ruhm in Kämpfen gegen die Heiden, frommer Glaubenseifer und Zuneigung für den Deutschen Orden mögen ihm das Herz erfüllt und ihn getrieben haben, einen Kreuzzug nach Preußen zu unternehmen. Gewiß aber wirkte auch der neue Hochmeister des Ordens, Conrad von Thüringen, auf seinen Entschluß nicht wenig ein, da nahe Verwandtschaft beide Fürsten verband. Nach trefflicher Rüstung trat er im Winter des Jahres 1239 den Zug nach Preußen an, an der Spitze von siebenhundert Lanzen und einer großen Schar von Pilgern. Ihn begleitete ohne Zweifel auch der neue Landmeister Heinrich von Wida.

An der Weichsel angelangt, fanden sie den Orden in neuen Mißhelligkeiten mit dem Herzog Conrad von Masovien. Das Gebiet von Löbau, an seiner westlichen Grenze das Kulmerland berührend, war des Zwistes Ursache. In Conrads Schenkungsbriefen war dieses Gebietes nie erwähnt worden. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte der Papst Innocenz der Dritte bei dem Übertritt des damaligen Landesfürsten Suavabuno zum Christentum das ganze Land Löbau dem Bischof Christian zugesprochen. An Rechte, welche über dieses Gebiet etwa dem Herzog von Masovien zustehen könnten, war damals nicht gedacht worden. Als der Orden ins Kulmerland trat, war das matte Licht des Christentums auch dort wieder gänzlich verloschen. Erst unter den Waffen der Ritter war es wieder angezündet und das Gebiet konnte daher mit allem Recht nach den geschehenen Verheißungen für ein Besitztum des Ordens gelten. Nun geschah aber im Jahre 1239, da Berlewin noch die Statthalterschaft des Landmeisters führte, daß Herzog Conrad seine Jäger ins Löbauische Gebiet zur Jagd aussandte, weil er es noch als sein Eigentum betrachtete. Die Ordensritter ließen den Jagdleuten Geschoß, Hunde und das erlegte Wild wegnehmen, mit dem Bedeuten, es sei Besitztum des Ordens, wo sie das Wild gefangen. Da beschwerten sich Herzog Conrad und sein Sohn Boleslav über die Gewalttat bei dem päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena, und weil nun um diese Zeit der neue Landmeister eben angelangt war, so wurden von jenem Verhöre gehalten in Gegenwart beider Herzöge, Heinrichs von Wida und mehrerer Ordensbrüder zuerst zu Ploczk, dann zu Dobrin. Die Ordensritter leugneten, daß Löbau des Herzogs rechtmäßiges Eigentum sei, obgleich dieser sein Anrecht darauf gründete, daß seine Voreltern das Land mit Schwert und Schild den ungläubigen Preußen entrissen hätten. „Das ist nicht wahrscheinlich", erwiderten die Ordensritter, „und überhaupt nicht wahr, da ihr ja Masovien selbst, euer väterliches Erbe, gegen die Preußen damals nicht einmal verteidigen konntet"; und die in der Versammlung gegenwärtigen Preußen stimmten in allem den Ordensherren bei.

(Fortsetzung folgt)

Die Riesen am Frischen Haff

Eine Heimatsage erzählt von Jochen Schmauch

In uralten Zeiten lebten zwei Riesen am Frischen Haff, der eine zwischen Tolkemit und Frauenburg, da, wo die Haffhöhen von Wäldern umschattet sind, der andere zwischen Kahlberg und Narmeln, dort, wo der gelbe Rücken der Düne sich zwischen Haff und Meer schiebt. Sie waren ungeheuer groß, so daß sie das Haff durchqueren konnten, ohne zu ertrinken; mit ihren ungefügen Armen rissen sie Kiefern wie Stranddisteln aus dem Boden, möchten sich ihre Wurzeln auch noch so fest in die Erde gesaugt haben. Wenn sie ihre Stimme erhoben, erdröhnte die Luft wie unter Donnerschlägen, so daß die Möven entsetzt ins Schilf stürzten und die Haubentaucher vor Angst die rettende Tiefe aufsuchten.

Aber da sie sich vertrugen, war ihr Geschrei nicht böse gemeint, so schauerlich es auch, zumal am Abend, über das Haff drang. Sie scherzten vielmehr oft miteinander, warfen sich Axt und Spieß zu und tauschten ihre Erfahrungen über Jagd und Wetter aus, bis eines Tages Streit zwischen ihnen ausbrach, dessen Ursache sie sich selbst nicht erklären konnten. War es der Unmut des einen, daß sein Fang so schlecht ausgefallen war, oder die Wut des anderen, der seinen Bruder im Reichtum wähnte — was es auch immer war, sie brüllten einander über den Spiegel des Haffes an, als wären sie Feinde, die ihren Haß lange mit sich herumgetragen hatten und nun endlich Aug in Auge sich gegenüberstanden. Ein Wort gab das andere, keiner war zur Versöhnung bereit, so daß der Nehrungsriese einen großen Stein aufhob und ihn, als wäre es ein flacher Kiesel, gegen seinen Bruder auf der anderen Seite warf. Da die Wut aber sein Auge getrübt hatte, verfehlte der Stein sein Ziel und bohrte sich unweit von Tolkemit in den Uferschlamm des Haffes, wo er noch heute, samt dem Abdruck der Riesenhand, zu sehen ist.

Erbittert griff der Waldriese nun ebenfalls zu einem Felsblock, um den heimtückischen Anschlag zu vergelten, schleuderte ihn über die Flut und traf seinen Bruder, den Meer und Düne gut sichtbar werden liessen, an die Stirn.

Da floß das Blut des Riesen in den Sand, floß und ließ sich nicht stillen, floß über den Tod hinaus, der nun auch ihn erreichte, der ob seiner Größe unvergänglich schien, und färbte den Sand der Nehrung, als sei das Abendrot der Sonne auf die Erde geflossen und habe die bleiche Düne verschlungen.

Übers Jahr aber, da der Haffriese seine alte Behausung verlassen hatte, weil es ihn an der Stätte nicht mehr litt, wuchsen Felder von Heidelbeeren auf der Nehrung, als hätte das Blut des Gemordeten ihren Keim geweckt und ihr Wachstum gespeist.

Und ihr blauroter Teppich breitet sich noch heute unter den schwermütigen Wipfeln der Kiefern aus, als erinnerten sie sich von Geschlecht zu Geschlecht ihres Ursprungs und erwarteten den Brudermörder zurück, um ihn anzuklagen.

Aus „Ost- und Westpreußischer Sagenborn" von Jochen Schmauch. Verlag Volk und Heimat, München 15 (68 Seiten, reich illustriert, DM 3,90).

Wußtest Du schon . . .

. . . daß Danzig schon vor 550 Jahren eine Einwohnerschaft von 20 000 Menschen besaß. Das ist für die damalige Zeit eine gewaltige Zahl, betrugen doch beispielsweise die Einwohnerzahlen von Frankfurt am Main damals 10 000, Basel ebenfalls 10 000, Rom 17 000 und Dresden lediglich 3000.



Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 5 — Mai 1959

Dank an die Mutter

Einer der stärksten Vertreter ostpreußischen Künstlertums seiner Zeit, der große Schauspieler Adalbert Matkowsky (geb. 6. 12. 1858 in Königsberg, gest. 16. 3. 1909 in Berlin, vor 50 Jahren also), legt in den nachstehenden Zeilen ein schönes Bekenntnis zu seiner einfachen, armen Mutter ab.

Wie sie es unermüdlich und immer tat, wenn der Knabe rufend nach ihr verlangte, wie sie freundlich schnell herbeieilte auch auf die leiseste Bitte und ihm, bald tröstend, bald mahnend, stets aber gütig und helfend erschien, so ergeht es mir heut noch mit der Mutter, heut, wo die Gute doch ach so lange schon dahin.

Ich brauche nur die Augen schließen und eine kleine Weile an sie denken, gleich steht sie vor mir, die große, schlanke Frau, und schaut mich warm an mit ihren großen, frommen, nur ein wenig müden Augen! Kein Wunder, daß sie müde geworden sind, sie haben viel offen stehen und schauen müssen, haben dazu wohl nicht allzuviel Gutes erschaut, und haben sich müde gemacht Jahre hindurch in langen Nächten voll harter Arbeit und mancher Sorge ums tägliche Brot. Ja, die Tapfere! Sie hat sich und den Buben, der gar wenig still und bescheiden war, jahrelang ernährt und durchs rauhe Leben gebracht einzig mit ihrer nimmermüden, schlanken Hände Arbeit!

Trotz mancher Mühsal verlor die Gute nie die Laune, sie blieb immer ruhig und still und äußerte niemals Unzufriedenheit oder Unwillen; weder in den Jahren, wo es am schlimmsten ging, war sie übellaunisch, noch übermütig oder maßlos, als es später dann besser und gefestigter wurde. Selbst kaum den Kinderschuhen entwachsen, mußte sie die sorgenvolle Aufgabe übernehmen, ein wildes, ungebändigtes Kind zu erziehen, und hatte dazu noch alles Notdürftige zu erwerben; denn leider allzufrüh war der Heißgeliebte ihr und dem Knaben entrissen worden. Sie hat demütig getragen und herrlich gekämpft, ihre Liebe aber war ihr Größtes!

Dann mußte sie gehen, als das Geschick sich zum Besten zu wenden schien, und konnte nicht teilnehmen an manchem Glück und Erfolg, die doch einzig ihr Werk. Wenig von Glück hat die Einzige hier genossen, aber viel, viel Glück und Segen denen gebracht, denen sie näher trat.



Was man von der Mutter hat, das sitzt fest und läßt sich nicht ausreden, das behält man, und es ist auch gut so, denn jeder Keim der sittlichen Fortentwicklung des Menschengeschlechts liegt darin verborgen.

Wilhelm Raabe

In den Steppen Südamerikas / Zum 100. Todestag Alexander v. Humboldts

Glutwind fegte über die Steppe und trieb die Hitze auf über 40 Grad. Sie steckten sich rasselnde Palmblätter an die Hüte, um sich vor der Sonne zu schützen. Die Luft war voll Staub, und mühsam arbeiteten sich die Maultiere vorwärts.

Gegen Mittag erreichten sie Calabozo und wurden auf einer Hazienda gastfreundlich aufgenommen. Sogar ihr am Vorabend so jäh unterbrochenes Bad durften sie nachholen.

„Seien Sie froh", sagte der Verwalter des Gutes, „daß es Krokodile waren, die Sie vertrieben".

„Ich danke schön!" rief Aimé lachend. „Was hätte es Schlimmeres geben sollen als Krokodile?"

„Elektrische Aale zum Beispiel", erwiderte der Spanier. „Viele der Tümpel und stehenden Wasser in der Savanne sind voll von ihnen, die wir Tembladores, Zitterer nennen. So ein Aal teilt elektrische Schläge aus, die ein Pferd besinnungslos machen können. Es ist schon mancher Mensch, der nichtsahnend dort gebadet hat, nach einem Schlag ertrunken."

Aimé gruselte es. Aber Alexander fragte schon: „Wo finden wir Zitteraale?"

Der Verwalter rief einen Indianer. „Tembladores? Die gibt es in jedem Teich!" behauptete die Rothaut.

„Dann fang uns einen!" sagte Alexander. „Du bekommst einen Piaster!"

Der Indianer machte große Augen. Ein Piaster, das war der Preis für einen zweijährigen Stier in den Llanos. Er verschwand sofort. Alexander packte seine elektrischen Meßgeräte aus und wartete auf den Aal.

Am Abend kam der Indio verlegen und mit leeren Händen zurück. Es ist zu schwer, einen zu fangen", meinte er.

Am nächsten Tag erhöhte Alexander die Prämie auf zwei Piaster. Dafür bekam man ein ungezähmtes Pferd. Sechs Indianer zogen aus. Sie brachten endlich einen halbtoten Zitteraal. Alexander begann seine Experimente, doch er hätte ebensogut einen Besenstil auf seine Elektrizität untersuchen können.

Aimé zog das Tier am Schwanz und sagte: „Nun hättest du berühmt werden können und werhälst dich wie ein eingelegter Hering. Schäm dich!"

„Wir gehen morgen selbst hinaus!" erklärte Alexander. „Es wäre ja gelacht, wenn wir nicht einen frischen Aal fangen!"

Zu sechs ritten sie in der Frühe des folgenden Tages in ein Dorf vor Calabozo. Ein Indianer führte sie zu einem Bach, der in der Trockenheit ein schlammiges Wasserbecken bildete, an dessen Ufern blühende Tamarinden und Palmen wuchsen.

Aimé strahlte. „Wundervoll zum Schwimmen!" Er rieb sich vor Begeisterung die Hände.

Der Indianer ließ einen Stein in das Wasser klatschen und drei, vier, sechs olivgrüne Aale von Manneslänge schlängelten sich durch den Teich.

Aimé überlief eine Gänsehaut. „Hua! Ich geh' nie wieder baden!" schwor er und verfolgte die Tiere mit den Augen, bis sie sich langsam auf den Grund des Gewässers sinken ließen.

„Woher wißt ihr, wenn Zitteraale in einem Tümpel sind?" erkundigte sich Alexander bei dem Indianer.

„Wir warten und hören!" anwortete die Rothaut.

Sie verhielten sich eine Zeitlang ruhig. Dann sahen sie, wie ein Aal sein rundes Maul aus dem Wasser schob, hörbar Luft einschlürfte und wieder tauchte.

„Sie verraten sich beim Luftschnappen", erklärte der Indianer und ahmte das saugend-schmatzende Geräusch nach.

An den verschiedensten Stellen erschienen die Köpfe der Aale. Sie atmeten und verschwanden.

„Aber wie kriegen wir so ein Biest?" überlegte Aimé.

„Embarbascar con cavallos", riefen die Indianer. „Mit Pferden einschläfern!"

„Das ist mir neu!" Aimé staunte. „Pferde als Schlafmittel! Also fangt an!"

Die Indianer trabten in die Steppe kreisten gemeinsam mit anderen Gauchos rufend und lärmend eine Herde und Maultieren ein und trieben sie in den Teich.

Kaum stürzten sich die ersten Pferde wiehernd ins Wasser, als die Zitteraale wie Schlangen aus dem Schlamm schossen und aufgeregt an die Oberfläche kamen. Das Wasser brodelte. Immer neue Pferde und Maultiere sprangen klatschend in den Teich.

Die Indianer bildeten mit Harpunen und langen Rohrstäben eine dichte Reihe am Ufer. Einige kletterten auf die Bäume, deren Äste sich waagerecht über die Wasserfläche breiteten. Dabei schrien sie und schlugen auf die Tiere ein, die auf das Ufer zurückfluten wollten.

Die Aale drängten sich unter den Bauch der Pferde und entluden ihre elektrischen Batterien. Mehrere Pferde brachen betäubt zusammen und verschwanden im Wasser. Andere bäumten sich schnaubend auf. Ihre Mähnen sträubten sich. Grausige Angst verglaste ihre starren Augen Einige erreichten das Ufer, strauchelten bei jedem Schritt und warfen sich in den Sand, zu Tode erschöpft. Ihre Beine waren von den elektrischen Schlägen gelähmt. Ehe fünf Minuten vergingen, waren zwei Pferde ertrunken.

Der Teich kochte. Je länger die verzweifelte Schlacht zwischen den Pferden und den Zitteraalen dauerte, um so mehr ließ die Kraft der Aale nach. Allmählich wurden die Pferde und Maultiere ruhiger. Sie verrieten auch von etwa dreißig ungezähmten Pferden weniger Angst und zuckten nur noch, wenn ein Stromstoß sie an besonders empfindlichen Körperteilen traf.

Jetzt kamen die Aale ans Ufer. In kurzer Zeit hatten die Indianer fünf von ihnen mit Harpunen und Stricken gefangen. Es waren große, kräftige Tiere.

„Sie sind betäubt. Sie haben keine Kraft mehr", sagten die Indianer.

„Aha, das nennt ihr einschläfern", antwortete Aimé.

Ein starker Aal wand sich wütend im Sand. Zwei Gauchos versuchten, ihm trockene Seile über den Kopf zu ziehen.

„Warum so umständlich?" knurrte Alexander, „es kann doch nichts mehr passieren!" und stellte den Fuß auf das sich windende und schwer gereizte Tier. Er bekam einen Schlag, daß er fast zusammenbrach. Vor Schmerz brüllte er auf. Die Indianer wollten sich totlachen.

Noch Stunden später zitterten Alexander die Knie und alle Gelenke taten ihm weh.

Aber darauf nahm er keine Rücksicht. Den ganzen Tag untersuchte er mit Aimé die elektrischen Organe dieser gefährlichen Tiere. Abwechselnd ließen sie sich kurze elektrische Schläge an verschiedenen Körperteilen beibringen, die ihre Sehnen hüpfen machten, worauf eine schmerzhafte Betäubung folgte. Die elektrischen Organe fanden sie zu beiden Seiten der Wirbelsäule der Aale. Sie bestehen aus etwa sechstausend Einzelzellen, die hintereinander geschaltet sind und eine elektrische Batterie von sehr erheblicher Kraft bilden.

Als Aimé an diesem Abend zu Bett ging, kam es ihm vor, als hätte er zwölf Stunden Eichenkloben gehackt. Er war fast zu schwach, um noch einen Arm zu heben und Alexander ließ ihn bis in den nächsten Vormittag hinein schlafen.

Alexander v. Humboldt

Botschafter des übernationalen Geistes der Wissenschaft

Naturforscher und Entdecker, Gelehrter und Weltmann — ein Repräsentant europäischen Geistes in der Welt. Das war Alexander von Humboldt. Der „nicht bestallte, aber anerkannte Botschafter des übernationalen Geistes der Wissenschaft" — so nannte ihn Theodor Heuss in seiner letzten Silvesteransprache. Humboldt starb vor 100 Jahren, am 6. Mai 1859.

Bei den Indianern Südamerikas fand er das Pfeilgift Curare und erkannte seine Heilwirkung für die Medizin. Heute ist Curare ein wirksames Mittel gegen die Kinderlähmung und wird im Operationssaal für schwierige Narkosen verwendet.

Als Justus von Liebig die Agrikulturchemie revolutionierte, knüpfte er an Humboldt an, der schon ein halbes Jahrhundert vorher auf den Vogelmist Guano als wertvolles Düngemittel hingewiesen hatte.

Mit seinen Büchern über Mexiko und Cuba hat Humboldt die ersten modernen Länderkunden geschaffen.

Auf seine Forschungen mit Gay-Lussac über die Gase gründet sich unsere Kenntnis der Atome.

Die Wissenschaft vom Erdmagnetismus ist ohne Humboldt nicht denkbar.

Gemeinsam mit seinem Freunde, dem Botaniker Aimé Bonpland, sammelte und beschrieb er sechstausend Pflanzen, von denen mehr als die Hälfte unbekannt war. Er begründete damit die Pflanzengeographie.

Er war der erste, der auf die verheerenden Folgen der Entwaldung der Erdoberfläche für Klima und Wachstum aufmerksam machte.

Mit der Besteigung des Chimborasso kam er in Höhen, die vor ihm noch kein Mensch erreicht hatte.

Seine naturwissenschaftlichen Vorträge in Berlin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eröffneten den Weg zu einer allgemeinen naturwissenschaftlichen Volksbildung in Deutschland.

Sein Werk „Kosmos" war nach der Bibel das meist gelesene Buch seiner Zeit.

Mit uns feiern in diesen Tagen Mittel- und Südamerika das Andenken an diesen Mann, der das Vorbild ganzer Generationen von Forschern geworden ist.

Im Franz Schneider Verlag gibt es einen mitreißenden Lebensbericht von M. Z. Thomas unter dem Titel „Draußen wartet das Abenteuer" (Ganzleinen DM 9,80). Mit freundlicher Zustimmung des Verlages veröffentlichen wir daraus den Abschnitt „In den Steppen Südamerikas".



(1. Fortsetzung)

Die Verstärkung ihrer Kriegsmannschaft, die ihnen in solcher Weise zuwuchs, kam hierbei wohl am wenigsten in Betracht, denn weit mehr trug es aus, daß ihnen durch solche flüchtige Schützlinge des Volkes innere Verhältnisse, seine Verfassung und Kriegsart, seine Lebensweise, die Gesinnungen der Volksführer, die Beschaffenheit und Lage des ganzen Landes nunmehr viel bekannter wurden. Durch sie vernahmen auch die Ritter auf Balga, daß im Volke Warmiens die Hoffnung auf Balgas Wiedergewinn noch keineswegs erstorben und nach seines Hauptmanns Tod das so mächtige, als dem Orden höchst feindliche Geschlecht der Glottiner an seine Spitze getreten sei, um Land und Freiheit, Götter und Priester gegen die Ordensherren zu verteidigen.

Um Balga gegen den neuen drohenden Sturm zu sichern, schien das Notwendigste, dem Feinde den nahen Zugang zur Burg zu versperren. Dieses aber konnte um so leichter geschehen, da die Natur des umliegenden Landes schon selbst das Wichtigste im Plan vorgearbeitet. Das ganze Gebiet nämlich, auf welchem Balga stand, war nach der Landseite gen Osten hin fast ringsum von tiefem Gesümpfe, Morast und Brüchen umgeben, so daß bei milder Jahreszeit der Zugang zu der Burg hier für ganz unmöglich galt. Der Aufenthalt einer zahllosen Menge wilder Sumpfvögel bildete dieser grundlose Morast für die Burg die allersicherste Schutzwehr. Nur nach Süden hin hatte man durch eingelegte Baumstämme einen Damm befestigt und über dem Gesümpfe eine Art von Brücke verfertigt, auf welcher auch zur Sommerzeit zur Burg zu gelangen war. Dieser einzige Zugang durfte nur versperrt werden, um Balga gegen jeglichen Angriff vom Lande her völlig sicherzustellen. Also erbauten die Ordensritter am südlichsten Ende jenes Dammweges an dem Flüßchen, welches von Hoppenbruch her in das Frische Haff einfließt, eine Mühle, die sie wie eine Burg auf jede Weise bewehrten und befestigten, mit Wald und Graben umzogen und zu Schutz und Verteidigung mit einer hinlänglichen Schar von Bewaffneten unter dem Befehl zweier Ordensbrüder besetzten.

Kaum aber war das Werk vollendet, als aus dem Innern Warmiens und aus der Landschaft Natangen eine mächtige Schar von Kriegsleuten heranzog, die Glottiner als Führer an ihrer Spitze. Der erste Angriff mit frischer Kraft und zornigem Mut geschah auf jenes Außenwerk, und das Glück begleitete ihn. Nach kurzer Belagerung wurde die Mühle erstürmt, die sämtliche Mannschaft ermordet und die Feste durch Feuer vernichtet. Schwerer aber und fast unmöglich schien den ungeübten Kriegern die Eroberung der stark befestigten Burg. Daher auch nicht einmal ein Angriff auf ihre starken Mauern gewagt wurde. Man hielt für zweckmäßiger, sie rings umlagert zu halten, die Ritter mit ihren Kriegsleuten nur auf den engen Bereich ihrer Burg zu beschränken, die Zufuhr aller Lebensmittel abzuschneiden und so die Übergabe durch Not und Hunger zu erzwingen. Von Balga aus gen Osten hin lag jenseits des Gebrüches ein weites Feld, Partegal genannt, durch welches, wenn zur Winterzeit der vorliegende Morast erstarrte, der Einfall nach Warmien und Natangen leicht offenstand. Solchen zu verhindern, erbauten hier die Preußen eine starke Wehrburg und besetzen sie mit zahlreicher Mannschaft. Zu gleicher Zeit befestigte ein anderer Heerhaufe südwärts von Balga aus, am Ende des Gebrüches und am Eingang des Dammweges den Schrandenberg zum Bergfrieden. Auch diese Wehrfeste ward mit einer starken Zahl auserlesener Kriegsleute bemannt und hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt. Den Rittern auf Balga hatte es die zahllose, von Tag zu Tag vergrößerte Schar des Feindes, wie nicht minder der zwischen ihnen und den Preußen liegende Sumpf unmöglich gemacht, den Bau dieser Befestigungen zu hindern. Ein offener Kampf im freien Felde wäre ihr Verderben gewesen bei der weit überlegenen feindlichen Macht. Noch zur glücklichen Stunde hatten zuvor die Ritter vor dem Dammwege, der nach Balga führte, auf einer Höhe, die wir den Schneckenberg genannt finden, eine feste Burgwehre errichtet und diese mit einer bedeutenden Schar rüstiger Kriegsleute unter dem Befehl mehrerer Ordensbrüder und eines tapferen Kriegers, Hartwichs von Pokarben — wahrscheinlich einer von den zu den Rittern geflüchteten Edlen der nahen Gegend — so trefflich bemannt, daß der Zugang zu der Hauptfeste Balga hierdurch versperrt war. Freilich war auf die Länge dadurch nicht viel gewonnen, denn die Kühnheit der Preußen durchbrach bald diese Hemmung; in kurzem war die Burgwehre von allen Seiten eingeschlossen und keiner von den Kriegsleuten durfte es wagen, im Freien zu erscheinen. Gelang es den Belagerern auch nicht, die Befestigung zu erstürmen, so wurden sie doch bald wieder Meister des Dammweges nach Balga hin und täglich trieb kecke Kampflust und Raubgier einzelne starke Heerhaufen bis unter die Mauern der Burg, so daß die Ritter auf Balga keine Stunde vor dem Feinde sicher waren und keiner die Wehren der Burg verlassen konnte. Jeder Tag aber steigerte die Gefahr und jeder Tag verminderte die Hoffnung auf Hilfe und Errettung. Nun drohte auch schon Mangel an den notwendigsten Bedürfnissen, denn selbst die Verbindung zu Wasser auf dem Haff mit den westlichen Landschaften war, wie es scheint, lange unterbrochen, sei es durch die Jahreszeit oder durch den Feind, der vielleicht mittels Besetzung des Uferlandes unterhalb der Burg die Anfahrt verhinderte. Immer näher rückte die Stunde des Verderbens; es schien keine Rettung möglich, man dachte bald schon an das Äußerste: die Burg zu verlassen, durch Feuer zu vernichten und jeden sich Hilfe und Befreiung suchen zu lassen, wie er sie finden könne. Da kam auf unerwartete Weise rettender Beistand. Aber er kam dieses Mal nicht, wie früherhin durch den Papst, denn am Hofe zu Rom waren es für den Orden nicht mehr die glücklichen Tage Hermanns von Salza. Seit dieser Meister durch Krankheit gehindert in die Verhandlungen des Kaisers und des Papstes nicht mehr tätig eingreifen und die noch immer feindlichen Verhältnisse Lombardiens mit so geschickter, als glücklicher Hand leiten und lenken konnte, war die alte Spannung zwischen dem Kaiser und dem Römischen Hofe, der sich schon immer entschiedener zu Friedrichs Feinden hinwandte, von Tage zu Tage höher gestiegen. Das Schicksal fügte es, daß an demselben Tage und in denselben Stunden, als Hermanns friedsamer und versöhnlicher Geist dem Irdischen entschwand, ein furchtbarer Fluch des Papstes den Kaiser Friederich in den Bann erklärte. Am zwanzigsten März des Jahres 1239 ward dieser aus der Gemeinschaft der Kirche durch den Bannspruch ausgeschlossen: ein schrecklicher Tag für Friederichs Seele, die in einer Stunde den biedern, wahrhaften und treuliebenden Freund und den Frieden der Kirche sich entrissen sah. Aber auch für den Deutschen Orden trat eine betrübte, schwerbedrängte Zeit ein, denn wie der zornerfüllte Papst Fürsten und Völker vom Kaiser loszureißen und alle Banden der Treue, des Gehorsams und der Liebe zum Oberhaupt des Reiches durch die Gewalt der Kirche zu zersprengen, alle Drohungen seiner Macht aufbot, um das Haus der Hohenstaufen für immer in den Staub zu treten, so erließ er auch an den Deutschen Ritterorden das strenge Gebot: er solle und müsse sofort alle Verbindung und jegliche Gemeinschaft mit dem gebannten und der Kirche entfremdeten Kaiser aufgeben, wofern er nicht alle Freiheiten, Vorrechte und Begünstigungen, die ihm je der Stuhl zu Rom verliehen, vernichtet sehen wolle. So schreckend indessen die Drohung war, so hatte sie doch keineswegs die erwartete Wirkung; denn wie sich der Papst in allem, was er als Folge seines Bannstrahles in Italien und Deutschland bezweckte, in dem Sturme seiner Leidenschaft gewaltig verrechnete und weder Fürsten noch Völker, selbst nicht einmal alle hohen Geistlichen in ihrer Treue gegen den Kaiser wankend wurden, so stand auch fernerhin der Deutsche Ritterorden unerschütterlich fest in seiner Anhänglichkeit zu seinem hohen Gönner, keine Schrecken der Kirche brachen seine Treue, und der Papst, durch diesen Ernst und diese Beharrlichkeit in der Gesinnung wie entwaffnet, wagte es nicht einmal, seine Drohung zu vollziehen. Seinen Groll indessen gegen den Orden legte er dadurch an den Tag, daß er, so lange er lebte, der Deutschen Ordensbrüder mit keinem gütigen Worte mehr gedachte und wie zur Rache an ihrer Sache in Preußen nur zu einem Kreuzzuge nach Estland aufmunterte. So war es ohne Zweifel auch eine nur erzwungene Mäßigung, wenn nicht die Klugheit es gebot, daß er die damals gerade vom Bischof Christian bei ihm angebrachte Anklage gegen den Orden nicht ganz anders benutzte, als es geschah.

Sanken aber auch in solcher Weise die Ordensritter in der Gunst und Zuneigung des Papstes wegen der deutschen biederen Gesinnung, wegen der treuen Anhänglichkeit gegen ihren Herrn, ihren Wohltäter und Mitstifter ihrer Größe, wegen der ritterlichen Treue und Liebe zu ihrem Kaiser, so stieg der Orden doch in gleichem Maße in Wertschätzung und Achtung bei dem Kaiser, in Liebe und Zuneigung bei Königen und Fürsten. Friederich selbst vergalt die biedere Gesinnung bald durch neue Gunstbezeugungen. Unter den Königen leuchtet

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 5 | Ausgabe B der Ostpreußen-Warte | Mai 1959

Die wahrhafte Historie vom ostpreußischen Messerschlucker

Eine fast unglaubliche Geschichte

Anno 1635 hat sich am Morgen des 29. Mai im ostpreußischen Dorfe Grünwalde bei Landsberg (Kr. Preuß. Eylau) folgende Begebenheit wirklich zugetragen. War es eine Folge der ausgiebigen Zecherei am Abend davor im Dorfkrug oder das reichliche Abendbrot aus dickem Erbsenbrei mit fetten „Spirgeln" (gebratenes Bauchfleisch) und saurer Milch, jedenfalls verspürte der Bauer Andreas Grünheide beim Erwachen eine sehr große, vom Magen kommende Übelkeit. Um sie zu vertreiben, hat er dann zu einem oft erprobten Mittel gegriffen. Er faßte einfach sein Messer zwischen Daumen und Zeigefinger bei der Spitze und ließ den hölzernen Messergriff langsam in seinen Schlund (der Chronist schreibt „Schlunk") hinabbaumeln, damit durch das Kitzeln des Schlundes Erbrechen eintrete. Diesmal schien dergleichen jedoch wirkungslos zu bleiben und so ließ der Bauer das Messer immer tiefer und noch tiefer in den Schlund hinabgleiten, und dann — ja dann hat er später nicht mehr zu sagen gewußt, wie alles gekommen war. Denn plötzlich war das Messer den Fingern entglitten, Andreas spürte nur noch ein Würgen in der Speiseröhre, er schluckte ein paar Mal heftig, und dann war das Messer nicht mehr da. Es war fort, in den Schlund hinuntergerutscht.

Ganz begreiflich, daß Andreas Grünheide es jetzt mit der Angst zu tun bekam. In seiner Not, er wußte sich sonst keinen Rat, hat er schnell eine Kanne des dicken Landsberger Bieres in einem Zuge ausgetrunken, um, wie er sagte, „die Kehle zu feuchten", sich auf den Kopf gestellt, aber das Messer ist nicht heraus gekommen.

Da Grünheide ansonsten keine sonderlichen Beschwerden verspürte, ist er tagsüber noch seiner Tätigkeit nachgegangen, „hat aber gar erschröckliche Angst gehabt, der ungebetene Gast werde ihm den Bauch durchschneiden". Auch der Stuhl hat diesen nicht zutage gebracht. Da hat sich Andreas Grünheide in seiner Betrübnis schließlich an den Bürgermeister zu Landsberg gewandt, und da dieser auch keine Hilfe gewußt, hat er den Messerschlucker mit einem Brieflein, worinnen alles genau aufgeschrieben, an den Professor und Hofmedicus Beckherrn zu Königsberg verwiesen. Der Professor hat nach einer gründlichen Untersuchung des Leibes besagten Grünheides bedenklich den Kopf geschüttelt und vermeint, „daß solches eine nicht geringe Sache wäre und man dergleichen exempli außer der Pragischen historia, daselbsten auch einer unverhofft ein Messer hinabgeschlucket, und solches durch einen Schnitt herausgenommen worden, keine anderen wüßte".

Da aber ernstiglich zu befürchten gewesen ist, daß der arme Teufel mit solchem Mageninhalt über kurz oder lang mit dem Leben abgehen müssen, hat sich in dem daraufhin von den doctores zu Königsberg abgehaltenen conventus medicorum jedermänniglich dafür entschieden, das Messer vermittelst eines Schnittes aus dem Magen wieder herauszuholen. Um das Messer aber nach oben zu locken, müsse erst ein magnetisches Pflaster auf den Leib gelegt werden, da der Magnet bekanntlich Eisen anziehe, was auch bei dem Prager Messerschlucker mit gutem Erfolg angewendet worden sei. Der Magnet wirke nämlich auf eine Entfernung von einem halben Fuß, und so tief läge das Messer ja nicht unter der Haut. Die magnetische Wirkung könne man durch ein „ziehendes" Mittel noch verstärken, so daß das Messer dann durch einen Hautschnitt unschwer aus dem ihm nicht gebührenden Ort herauszuholen sei.

Während des ganzen conzilium haben die gelehrten Herren lateinisch hin und her disputiert, wovon Andreas Grünheide nicht ein Wort verstanden. Man hat ihm aber zum Schluß bedeutet, daß sich die doctores für Schneiden entschieden haben, womit selbiger sehr einverstanden gewesen ist und sich dafür bedanket habe.

Der Tag der Operation ist auf den 9. Juli festgelegt worden, die der hinlänglich bekannte Stein- und Wundarzt Daniel Schwaben vorzunehmen sich erbötig zeigte. Tags zuvor wurde dem Andreas Grünheide ein ziehendes Pflaster auf den Leib gelegt, bestehend aus 2 Lot gepulvertem Magnetstein. 1½ Quentlein Gänsedreck, 1 Unze gestoßenem Bernstein und Honig, und solches einen Tag dort liegengelassen. Nachdem der Patient zur Herzstärkung „Perlenwasser" zu trinken bekommen, also Wasser, in dem zerstoßene Perlen aufgelöst gewesen, hat man den Andreas Grünheide nach einem gemeinsamen Gebet, in dem die Hilfe des Höchsten inbrünstiglich angefleht worden, auf ein Brett gebunden. Die Körperstelle, wo der Schnitt gemacht werden sollte, ist mit Kohle angezeichnet worden. Andreas Grünheide hat keinerlei Angst gezeigt und selbst zugesehen, wie seine Bauchdecke mit einem scharfen Messer aufgeschnitten und der Magen vermittelst einer krummen Nadel in die Höhe gezogen worden ist. Dabei ist ihm aber reichlich Schweiß übers Gesicht gelaufen. auch hat er zwischen Seufzen und Stöhnen vernehmlich gebetet. Doch konnte er sich nimmer rühren, so fest ist er angebunden gewesen. Alsbald hat der Chirurg nach Abtasten des Magens einen harten Gegenstand darinnen verspüret, den Magen behutsam aufgeschnitten, mit seinen eigenen Händen behutsam hineingegriffen und dann mit der rechten Hand das Messer herausgeholt und es allen Umstehenden triumphierend gezeigt. Andreas Grünheide aber hat mit kräftiger Stimme freudig ausgerufen „Das ist mein Messer!" und hat danach greifen wollen. Die Wunde jedoch, so berichtet der Chronist weiter, „ist daraufhin von selbst zugeschnappet".

Andreas Grünheide ist bald danach völlig genesen, hat fleißig werken und essen können und ist erst Anno 1645 selig entschlafen.

In der ganzen wissenschaftlichen Welt hat solches Geschehen gar großes Aufsehen hertürgerufen. Die Universität Leyden, damals die berühmteste Europas, hat sofort glaubhafte attesta vom Rat der Altstadt Königsberg und von der medizinischen Fakultät der Albertina erbeten und auch erhalten. Wissenschaftliche Werke in mancherlei Sprachen brachten das in Kupfer gestochene Konterfei des Messerschluckers, das ihn mit dem Messer in der einen Hand, mit der anderen auf seinen Bauch weisend, darstellt. Und der Rat von Königsberg hat solches sogar in Öl malen lassen. Das Messer aber ist in einem roten Samtfutteral sorgsam zu Königsberg aufbewahrt worden, von hoch und niedrig bestaunt. Alsbald ist König Wladislaw IV. von Polen nach Königsberg gekommen, sich das Messer selbst anzusehen und es für eine Zeit nach Warschau auszubitten, um es den Großen seines Landes zu zeigen. Und Zar Peter der Große, der am 12. Juni 1697 in Königsberg weilte, wollte das Messer sogar kaufen, aber um keinen Preis der Welt hat der Rat dieses Kleinod hergegeben.

Der Professor und Hofmedicus Daniel Beckherrn hat dann Anno 1643 über diese fast unglaubliche historia ein dickes Buch geschrieben und es in Königsberg drucken lassen unter dem Titel „Historische Beschreibung des preußischen Messerschluckers".

Ulli Baltrusch

Ratslinden

Aus dem unveröffentlichten Manuskript „Elegien um eine verlorene Stadt (Königsberg)"

Hammer und Zwillingsteich
machen dich reich.
Rasenplätze, verträumte Villen
leuchten aus deinen stillen
stadtvergessenen Ecken.
Sie verstecken
das Ratshofes Schaffen.
Hier lassen sie schlafen
den Menschen nach all seiner Unruh
und decken ihn zu
mit grünenden Wegen
und Schluchten und Stegen
und lassen ihn atmen
der Landschaft Geschenk.

Schönes Königsberg



An der Lastadie im Königsberger Speicherviertel, im Hintergrund der Turm des Schlosses.

Foto: Löhrich

Das Ende der Königsberger Stadtpost

Interessantes aus der ostpreußischen Postgeschichte

Als der Große Kurfürst im Jahre 1640 die Regierung übernahm, waren seine Länder noch teilweise in den Händen der Feinde, die ihre Truppen vom besetzten Lande unterhalten ließen. Infolgedessen herrschte in Kurbrandenburg große Not; die Intraden flossen sehr spärlich der Hofkasse zu. Kein Wunder, daß der Statthalter der Kurmark, Graf Adam von Schwartzenberg, klagte: „. . . die Hofrentei solche Sterilität und Mangel zeigt, daß die Posten nicht mehr bestellt und die Boten gelöhnt werden können. Auch werden die kurfürstlichen Diener, die höchsten und die niedrigsten, keine Besoldung mehr empfangen können, darum lamentieren sie gar sehr und fatigieren mich". Kein Wunder auch, daß der junge Fürst nach Einnahmequellen für seine Hofkasse suchte und sie nutzte, zumal da ihm von allen Seiten offene Hände entgegengestreckt wurden, die gefüllt werden sollten und mußten, wenn z. B. die Belehnung mit dem Herzogtum Preußen erlangt werden sollte. Selbst der König von Polen verlangte als Oberherr beträchtliche Summen, ehe er die Belehnung erteilte.

Die Leere der Staatskasse geht auch aus folgendem hervor: Die drei je für sich verwalteten Städte Königsbergs — Löbenicht, Altstadt und Kneiphof — unterhielten drei angesehene Bürger als Stadtboten, die den alten Botenkurs nach Memel mit Wagen versahen und die von Danzig zugehenden Briefe zustellten. Ein anderer, gleichfalls von den drei Städten gewählter Bürger beaufsichtigte den Betrieb und führte den Titel „Stadtpostmeister". Die verhähtnismäßig geringen Beförderungsgebühren von 5 poln. Groschen nach Danzig und Memel — das polnische Geld stand sehr niedrig — veranlaßten die preußische Regierung, für ihre Zwecke die Königsberger Stadtpost mitzubenutzen. Das war angesichts der leeren Staatskasse insofern von Vorteil, als die Stadtboten nach alter Observanz die verauslagten Beförderungsgelder immer erst nach Ablauf eines Vierteljahres einzogen. Wenn dieses Vierteljahr abgelaufen war, legten die Boten die Rechnung vor, die in der Regel 100 poln. Gulden betrug. Die Regierung konnte natürlich nicht bezahlen und verlangte meist Nachfrist. Da dies nach Ablauf der Frist wiederum verlangt wurde, gab es unangenehme Auseinandersetzungen mit den Stadtboten, die die kurfürstlichen Briefe nicht mehr befördern wollten.

Bei einer neuen Auseinandersetzung mit den Boten Anfang 1643, die wiederum großen Lärm machten und die Briefe der Regierung ablehnten, war der Große Kurfürst zufällig Zeuge. Das Benehmen der Stadtboten gefiel ihm natürlich nicht; nach seiner Ansicht wären die Stadtposten verpflichtet, Regierungsbriefe unentgeltlich zu befördern. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß sowohl die Boten als auch der Postmeister durch das Postwesen reiche Leute geworden seien und nicht allein in Königsberg, sondern auch in Danzig. Kein Wunder, daß er danach trachtete, die Einnahmen seiner Staatskasse zuzuführen. Die Übernahme des Stadtbotenwesens mußte jedoch mit aller Vorsicht durchgeführt werden, da einerseits der Kaiser das Postregal aller deutschen Länder für sich beanspruchte und anderseits der König von Polen als Oberherr des Herzogtums Preußen die Machtkämpfe der Städte unterstützte.

Die erste Gelegenheit zur Übernahme bot sich noch im Januar 1643, als der Stadtpostmeister gestorben war, jedoch wurde sie aus vorstehenden Gründen noch nicht genutzt.

Um das Amt hatte sich der verarmte Kaufmann Hans Bünsing beworben, der den Verstorbenen schon seit zwei Jahren unterstützt hatte. Die Ratsherren hatten ihn abgelehnt, darum wandte er sich an den König als Oberherrn und an den Kurfürsten als Landesherrn und beide empfahlen ihn. So gelang es Bünsing, die Stadt zur Austellung der Bestallung vom 17. 2. 1643 zu zwingen.

Zweifellos hatten sowohl der Kurfürst als auch die preußische Regierung erwartet, daß Bünsing sich dankbar zeigen und Entgegenkommen beweisen würde. Dieser dachte daran keineswegs, sondern strebte nach schneller Gewinnung des ehemaligen Reichtums. Dadurch erregte er natürlich den Unwillen des Landesherrn und freilich auch seiner auswärts stationierten, mit ihm korrespondierenden Kollegen. Sein größter Feind wurde der schwedische Postmeister Vollrath Happach in Riga, der mit Unterstützung seiner Regierung seine Wagen seit 1632 bis Memel und seit 1640 sogar bis Königsberg fahren ließ.

Anfang 1646 erschien in Königsberg der Postmeister Jacob Becker als Nachfolger des Happach, um wegen Einrichtung einer Reitpost von Riga über Königsberg nach Danzig Rücksprache zu nehmen. Sein Vorhaben fand beim Kurfürsten Beifall, der jetzt die Gelegenheit vermutete, in den Besitz der Stadtpost von Königsberg zu gelangen. Die bisherigen, Zurückhaltung empfehlenden Gründe wurden durch den schwedischen Postmeister beiseitegerückt; denn nun konnten alle Angriffe der Gegner mit dem Hinweis auf die schwedische Krone zurückgewiesen werden. Beckers Antrag wurde sogleich genehmigt, aber freilich in anderer Weise, als Becker gedacht hatte. Um zum Ziele zu kommen, mußte er dem kurfürstlichen Postmeister alle Selbständigkeit für die Verwaltung des Reitpostkurses im brandenburgischen Kursteil übertragen, ihm auch noch hohe Beträge für die Unterhaltung des Teilkurses zubilligen. So war es möglich, bei Gelegenheit den Eindringling gleichfalls zu entfernen.

Inzwischen hatte es der Große Kurfürst verstanden, seine Stellung als Landesherr von Preußen zu festigen. Seine Bestechungsgelder an mehrere hohe Würdenträger in Warschau, seine Partei am Königshof und nicht zuletzt der Umstand, daß der Erbkrieg zwischen Polen und Schweden jeden Augenblick ausbrechen könnte, sorgten dafür, daß der Kurfürst von polnischer Seite keinen Gegenzug zu erwarten brauchte; denn der König wünschte ihn als Teilnehmer und nicht als Gegner. So hatte Brandenburg freie Hand, das Postwesen in Königsberg zu zerschlagen und es in eigene Verwaltung zu übernehmen. Gleichzeitig wurde auch die Danziger Stadtpost vom Wege nach Königsberg abgedrängt. Alle Versuche der beiden Städte, die nun gemeinsame Sache machten, ihr Postregal zur Geltung zu bringen, waren vergeblich, da sie keine Macht hinter sich hatten; denn auch die Stadt Danzig stand unter polnischer Oberhoheit.

Der Königsberger Stadtpostmeister wollte sich nicht zufrieden geben, aber seine Boten wurden verhaftet und die Postsendungen der brandenburgischen Post übergeben. Die Stadtherren, die nicht zu Gunsten Brandenburgs eingegriffen hatten, sondern mit langatmigen Berichten das Recht der Stadt zur Geltung bringen wollten, wurden zu einer hohen Geldstrafe verurteilt, die der Staatskasse zugute kamen. Und die Schweden, die mit Brandenburg die Grenzverhandlungen in Stettin führten und von Danzig aufgefordert worden waren, in den künftigen Vertrag eine Bestimmung aufzunehmen, nach der die Stadt Danzig ihren langen Postkurs von Stettin bis Königsberg wieder einführen dürfte, wurden mit Bestechungsgeldern dahin gebracht, daß sie den gewünschten und auch versprochenen Passus zwar mündlich erwähnten, aber nicht schriftlich niederlegten. **Albert Gallitsch**

Allen unseren Lesern und Freunden

Frohe Pfingsten

Verlag und Redaktion

Flüchtlingslager in Bayern leeren sich

Arbeitsminister Walter Stain teilt mit, daß sich die Zahl der Flüchtlingslager in Bayern erneut verringert hat. Seit 1959 sind 457 Lager (76 699 Insassen) aufgelöst worden. Weitere 92 Lager mit 16 844 Insassen wurden ausgebaut und an die Finanzverwaltung oder Gemeinden übergeben. Am 1. April 1959 bestanden in Bayern noch neun Lager, in denen sich 1389 Personen befinden. Vier dieser Lager stehen vor der Auflösung; zum Teil werden sie dazu benützt, vorübergehend Flüchtlinge aus der Sowjetzone oder Spätaussiedler aufzunehmen. Seit 1949 konnten von 100 891 Lagerinsassen 99 502 in Wohnungen untergebracht werden.

Eine neue Belastung Bayerns hat jedoch, wie der Arbeitsminister betont, die ständige Zuwanderung aus der Sowjetzone gebracht. Die Zahl der Lager für diese Flüchtlinge ist von 1953 um 30 auf gegenwärtig 37 gestiegen. In diesen 37 Lagern befinden sich zur Zeit 11 058 Insassen. Ein Teil davon, nämlich 6915, sind jedoch Spätaussiedler. Da die meisten Lager in ehemaligen Kasernen eingerichten werden mußten, die Bundeswehr aber die Freimachung der Kasernen verlangt, hat man jetzt auf vier alte Flüchtlingslager in Pocking, Ganacker, Nürnberg-Schafhof und Augsburg zurückgreifen müssen.

In ähnlichem Umfang wie die allgemeinen Flüchtlingslager wurden in Bayern die Lager für Ausländer abgebaut. Am 1. April 1959 bestanden nur mehr fünf Ausländerlager mit 1941 Insassen.

Ausstellungen ostpreußischer Künstler

Hans Orlowski zum 65. Geburtstag / Alfred Partikel Gedächtnisausstellung

In Westberlin fanden in letzter Zeit Ausstellungen von Werken zweier ostpreußischer Künstler statt: in der Galerie Gerd Rosen, Kurfürstendamm 215, von Hans Orlowski und in der Galerie Schüler, Kurfürstendamm 51, eine Gedächtnisausstellung von Alfred Partikel.

Hans Orlowski wurde am 1. März 1894, vor fünfundsechzig Jahren, in Insterburg in Ostpreußen geboren, kam jedoch bereits im Alter von sieben Jahren nach Berlin, wo er auch seine Kunststudien machte. Er war als Maler und Holzschneider tätig und wurde 1945 Leiter einer Klasse für Wandmalerei, Fresko, Sgraffito und Glasmalerei an der Berliner Hochschule für bildende Künste. Als Graphiker schuf er freie Holzschnitte, z.B. „Frankreich-Reise", „Mädchen im Herbst", „Gruß an Gent", „Betende Hände", und Illustrationen, bei denen er auf das Zusammenstimmen von Schrift und Darstellung großes Gewicht legte. Nachdem er mehrere Blätter zur „Cholera in Paris" von H. Heine geliefert hatte, veröffentlichte er ein von ihm geschnittenes Blockbuch über „Das jüngste Gericht", und es folgten Illustrationen zu dem „13. Brief" von Hölderlin, dem „Kaleidoskop" von Wijngaert, der „Natur" von Goethe, der „Elegie" von Rilke, dem Fragment „Von Zeit und Strom" von Thomas Wolf, der „Legende" von Kranz, dem „Kasperle" von Drabsch, dem „Requim" von Schönewiese und anderen Werken, und 1946 erschien im Verlag Schichnote in Potsdam ein Mappenwerk mit zehn Holzschnitten. In vielen Blättern bevorzugt er mythologische Stoffe, z.B. in „Dionysos und Orpheus", Zeus im Giardino Boboli", und in sinnvoller Weise gestaltete er eine bibliophile Ausgabe zu Schillers Gedicht „Kassandra". Mit feinen Linien umreißt er ausdrucksvolle, zum Monumentalen neigende Formen, die zuweilen durch die Farbe noch besonders hervorgehoben werden. Im Jahre 1945 wurde ihm der Kunstpreis für Graphik der Stadt Berlin verliehen, außerdem trat er der Vereinigung „Xylon Société internationale des graveurs sur bouis" bei, und die Königliche Flämische Akademie für Wissenschaften, Literatur und Schöne Künste ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Das Kupferstichkabinett in Berlin Dahlem, die Albertina in Wien und andere Sammlungen erwarben Holzschnitte von ihm. Von seinen in Mischtechnik ausgeführten Gemälden gelangten „Zwei Frauen", 1929 nach Darmstadt, „Mädchen", 1930, nach Königsberg, „Mann mit Spiegel", 1946, nach Halle und „Isolina", 1954, in die Berliner Galerie des 20. Jahrhunderts. Außer in Deutschland fanden Ausstellungen seiner Werke auch in Leiden, Den Haag und Utrecht statt.

Alfred Partikel wurde am 7. Oktober 1888 in Goldap geboren, blieb seit dem 20. Oktober 1945 in Ahrenshoop an der Ostsee verschollen und starb 1946 in Niehagen bei Wustrow. Er war von 1905-07 Schüler von Ludwig Dettmann an der Königsberger Kunstakademie und lebte von 1908 als freier Maler erst in München und dann in Weimar. Von 1911-14 war er in Berlin, wo seine erste Graphik-Ausstellung stattfand, und er Mitglied der freien Sezesssion wurde. Am ersten Weltkrieg nahm er als aktiver Soldat teil, und von 1921 lebte er in Ahrenshoop an der Ostsee. Mehrfach unternahm er Reisen nach Italien, Holland und Paris, und 1930-31 war er Gast der Villa Massimo in Rom. Bereits 1929 wurde er an die Kunstakademie Königsberg berufen, und außerdem ernannte man ihn zum Mitglied der Preußischen Akademie der Künste in Berlin. Werke von ihm wurden in den Museen in Altona und Königsberg und von dem Folkwang Museum in Essen erworben. Nachdem zu seinen Lebzeiten bereits mehrfach Ausstellungen seiner Werke in Berlin und Königsberg stattfanden, und er auch 1936 auf der Biennale in Venedig vertreten war, ehrte man ihn nach seinem Tode in der Bremer Kunsthalle durch eine Gedächtnisausstellung. Mit Vorliebe malte er die norddeutsche Flachlandschaft' in Masuren, am Pregel und im Samland zur reifen Sommer- und zur strengen Winterzeit mit ihren ansprechenden Bewohnern, aber auch auswärtige Ansichten, z. B. das Castel Gandolfo. Die leuchtenden Farben geben seinen Bildern einen frischen, festlichen Charakter und erwecken auch Interesse für den Künstler, dessen von Gerhard Marcks modellierter Porträtkopf aus der Sammlung Bernhard Koehler ebenfalls ausgestellt war.

Charlotte Steinbrucker

Eröffnung der Käthe-Kollwitz-Ausstellung

Im Spendhaus der Stadt Reutlingen wurde eine umfangreiche Ausstellung mit graphischen und plastischen Werken von Käthe Kollwitz, veranstaltet von der Hans-Thoma-Gesellschaft, mit einer Ansprache von Oberbürgermeister Oskar Kalbfell und einem Vortrag von Dr. Ernst Schremmer über „Die menschliche Botschaft der Käthe Kollwitz", eröffnet.

Mahner und Rufer

Gustav Roethe zum 100-Jahrgedenken / Wissenschaftler von Rang

Germanist und Literaturhistoriker von hohen Graden, der dem deutschen Osten entstammte und dem er sich in den bitteren Nöten der Nachkriegszeit von 1918 doppelt verpflichtet fühlte, so wird das Lebensbild Gustav Roethes lebendig. Ihm gilt heute ein ehrendes Hundertjahrgedenken. In der von deutscher Ordensgeschichte und preußischer Kriegsgeschichte umwitterten Weichselstadt Graudenz stand seine Wiege. Gustav Roethe wurde hier am 5. Mai 1859 als Sproß einer hochangesehenen Buchdruckerfamilie geboren. Mit dem Namen seines Vaters als Verleger und Drucker verband sich 1826 die Neubegründung der Graudenzer Tageszeitung „Der Gesellige." Es war dieses ein Tageszeitungstyp besonderer Art, der mit den Aufgaben der kulturellen und wirtschaftlichen Stärkung des Deutschtums im Osten in seinem ausgedehnten Verbreitungsgebiet von Westpreußen, Ostpreußen und Posen bis vor die Tore Berlins reichte. Der Graudenzer „Gesellige", der nach der Besetzung des Weichselkorridors durch Polen 1920 als Tageszeitung zu erscheinen aufhörte, hatte bis dahin eine für damalige Verhältnisse hohe Auflage von über 100 000 Exemplaren.

Die vaterländische Haltung dieses wirksamen Presseorgans in seiner alten Vaterstadt im Ausdruck seiner gepflegten Sprache, die in weite Kulturbereiche des deutschen Ostens ausstrahlte, beflügelte schon den jungen Gustav Roethe in seinen vielseitigen Interessen für Literatur und Sprache. So reifte in ihm nach Erlangung der Universitätsreife in Graudenz der Entschluß, sich dem Studium der Literatur und der Sprachforschung zu widmen. Er begann mit 17 Jahren (1876) sein Studium in Göttingen und stellte hier seine Arbeit zielbewußt auf indogermanische Grundlage. Als begeisterter Schüler des großen Germanisten Wilhelm Scherer (1841/86) in Berlin festigte sich bei Gustav Roethe die Überzeugung von der Zusammengehörigkeit von Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte. Er habilitierte sich 1886 in Göttingen, wo er 1888 Professor an der Georgia Augusta wurde. Als er 1902 nach Berlin ging, entwickelte er seinen Lehrbereich an der Universität und der Akademie über die akademischen Grenzen hinaus bis in die Politik. Er wurde 1904 ständiger Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften. Sein erstes bedeutendes Werk war die Ausgabe der Gedichte Reimars von Zweter. Er betätigte sich als Mitherausgeber der Zeitschrift für das deutsche Altertum und war seit 1921 erster Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft in Berlin. Von ihm stammt u. a. die wissenschaftliche Erforschung der Entstehung des Urfaust (1920).

Die Vitalität des in die erste Reihe der deutschen Wissenschaftler gelangten Sohnes seiner alten Vaterstadt Graudenz verlieh Gustav Roethe die charakteristischen Züge des in seinen Qualitäten fundierten deutschen Professors. Ihn zeichnete eine glänzende Rednergabe aus, so daß er zumeist vor überfüllten Hörsälen sprach. Im flammenden Wort und in aufrüttelnden Auffsätzen in der Tagespresse und in vielen Zeitschriften wurde er nach dem Zusammenbruch von 1918 zum Rufer für den deutschen Osten, ihm in seiner willkürlichen Zerschlagung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit großer Bitterkeit empfand Gustav Roethe besonders den Verlust seiner westpreußischen Heimat und den durch das Diktat von Versailles geschaffenen Widersinn des Weichselkorridors. Unvergessen sind seine vielen Vorträge und mahnenden Reden an die deutsche Nation, auch in trüber Gegenwart das kulturelle Erbe und alle überkommenen geistigen Güter zu bewahren.

Aus dieser Blickrichtung wird Gustav Roethe noch heute zielweisend für seine vom Vertriebenenschicksal hart betroffenen ostdeutschen Landsleute. Er starb am 17. September 1926 im 68. Lebensjahre in Bad Gastein. Sein ehrendes Gedächtnis aber bleibt bei allen treu bewahrt, die sich auch weiterhin dem deutschen Osten in Anhänglichkeit verbunden fühlen.

Arthur Lenz

In selbstlosem Dienst der ostdeutschen Heimat stellt sich

Hermann Bink

vom ehemaligen Reichssender Königsberg (Pr.) mit ernsten und heiteren Vorträgen den Vertriebenen-Verbänden **unentgeltlich zur Verfügung.** Beansprucht werden nur die Fahrtkosten vom Wohnort. Anfragen an: Hermann Bink, (20b) Göttingen, Waldheim/Warteberg, Telefon 5 99 71.

Carl Lange

Erster Träger des Westpreußischen Kulturpreises

Anläßlich des zehnjährigen Bestehens der Landsmannschaft Westpreußen im April dieses Jahres wurde ein „Westpreußischer Kulturpreis" gestiftet und erstmalig dem Danziger Schriftsteller und jahrzehntelangen Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte" (jetzt im 25. Jahrgang, Verlag Rauschenbusch, Stollham i. O.) Carl Lange, der heute in Bremen lebt, verliehen. Die von Carl Lange nach dem ersten Weltkrieg als Konzentrationsforum deutschen Geisteslebens im Osten geschaffenen „Ostdeutschen Monatshefte", die dem Deutschtum vom Baltenland bis in den südosteuropäischen Raum eine vorbildliche Heim- und Pflegstätte boten, konnten durch die Initiative ihres alten Herausgebers 1955 in Westdeutschland ihre traditionsreiche, durch neue Aufgaben erweiterte Tätigkeit wieder aufnehmen. Auch heute bilden die OM ein Sammelbecken deutscher Geisteskräfte aus den Vertreibungsgebieten und leisten einen beispielhaften Beitrag an der Sammlung und Bewahrung ostdeutschen Kulturerbes. Nach der Auszeichnung mit dem Bundesverdienstkreuz findet der unermüdliche Einsatz ihres Herausgebers Carl Lange nun auch seitens seiner engeren Landsleute durch die Verleihung des „Westpreußischen Kulturpreises" eine verdiente Anerkennung. Aber auch als Erzähler und Lyriker hat Carl Lange seinen Namen. verweisen wir hier nur auf seine letzte Veröffentlichung „Gedanken und Gedichte aus dem Kerker" (Helmut Rauschenbusch Verlag, Stollham i. O.). In den zurückliegenden Ausgaben haben wir unsere Leser wiederholt mit Leben und Schaffen des Preisträgers bekanntgemacht, und die „Ostpreußen Warte" schätzt sich glücklich, Carl Lange zu ihren Mitarbeitern zählen zu dürfen. Herzlichen Glückwunsch!



Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Die Würfel fielen im Sommer 1410.

Seit der Schlacht bei Rudau im Samland am 17. Februar 1370, in der die über Ortelsburg und das zugefrorene Kurische Haff auf Königsberg vorstossenden Heere der litauischen Großfürsten Keistutis und Algirdas entscheidend geschlagen wurden, war kein Feind mehr so weit in das Land eingedrungen. Der Sage nach soll der Sieg damals nur dem Königsberger Schuhmacher Hans von Sagan zu verdanken gewesen sein. Angetan mit einem schlichten blauen Arbeitskittel hat der Schustergeselle das schon in den Staub gesunkene Ordensbanner an sich gerissen und es den zurückweichenden Rittern wieder vorangetragen, diese dadurch zu erneutem Vorgehen und zum Siege anfeuernd. Franz von Pocci (1807-76) hat diesem sagenhaften Königsberger Schuhmacher in seinem Gedichte, das einst in allen ostpreußischen Lesebüchern zu finden war, ein poetisches Denkmal gesetzt.

„Zu Rudau war's, in Preußen, wo mancher Held erblich,
Es sank die Kreuzesfahne, das Heer des Ordens wich..."

Und die letzten Verse lauten:

„Das Fell weiß ich zu gerben und kenne Schnitt und Stich,
Zu Königsberg im Kneiphof, da lehrten sie es mich!"
Er rief's und fuhr zur Rechten und scharf zur Linken aus:
„Ihr Ritter, lernet fechten, ein Schuster lacht euch aus!"
Sie schlagen mit dem Schuster beschämt und zornig drein,
und rot ward von dem Blute der blaue Ärmel sein.

„Nun ford're eine Gnade nach Deines Herzens Lust!"
So spricht der Ordensmeister und drückt ihn an die Brust.
„Nur eines bitt ich: Feire am Fest der Himmelfahrt
den Tag, an dem ein Schuster die Fahne hat bewahrt!
Im Kneiphof lade jährlich zum Mahl die Brüderschaft
und laß das Schenkbier kreisen, das gibt dem Handwerk Kraft!"
Der Meister nahm die Worte des Schusters wohl in acht,
zu Königsberg ward jährlich gezecht am Tag der Schlacht.
Er lieh den blauen Ärmel und eine güldne Kron
dem Königsberger Schuster als Wappenschild zum Lohn.
Der Ärmel und die Krone sind noch das Schild der Stadt. —
Die Stadt sei hochgepriesen, die solche Schuster hat!

Die Geschichte allerdings benennt den tatkräftigen Ordensmarschall Hennig Schindekopf als Sieger von Rudau. Er war übrigens 1350 Komtur zu Ragnit und hatte dort schnell Karriere gemacht. 1360 ließ er zum Schutz der damals gelarmigen Windenburg u. a. die sagenhafte Windenburg (auf der heutigen Windenburger Ecke) am Kurischen Haff erbauen und die kleine Burg Variskin im Memeldelta (heute Dorf Warrischken bei dem Flecken Ruß). Schindekopf ist 1382 gestorben.

Im Sommer 1410 stand jenes Großfürsten Keistutis Sohn Jagaila, der sich jetzt König Wladislaw von Polen nannte, dicht vor der Südgrenze Preußens bereit zum Einfall. Ihm gegenüber lag das von Hochmeister Ulrich von Jungingen befehligte, gut ausgerüstete Ordensheer, um die Eindringlinge dorthin zurückzutreiben, woher sie gekommen. Vertrauend auf die eigene Stärke war alles guter Dinge. Von allen Ordensburgen waren, soweit möglich, Ordensritter und Reisige zur Verstärkung herangezogen worden. Und auch die Brüder des Ragniter Konvents waren dem Ruf ihres Hochmeisters gefolgt und hatten sich, geführt von dem Ragniter Komtur Eberhard von Wallenfels (1407-10) bereits Ende Mai 1410 auf die Kriegsreise gen Südostpreußen begeben. Keiner von ihnen hat den Memelstrom wiedergesehen.

Die auf der wohlausgebauten Burg Ragnit zurückbleibende Besatzung schien genügend stark zu sein. Zudem waren zwischen Splitter und Obereißeln eine Anzahl altschalauischer Schloßberge, im heutigen Willmantienen, Paskallwen, Paßelgsten, Schupinnen, Tussainen usw. gelegen, zu militärischen Posten ausgebaut. Diese Sperrforts standen in Stromnähe und hatten mittels einer „Augenverbindung" konnten sich aber auch durch Rauch- und Feuersignale verständigen. Alle strategischen Maßnahmen waren diesmal am Memelstrom aber unnötig gewesen, in diesem Jahre kam der Feind nicht mehr nach Schalauen. Er vermied bewußt die sonst üblichen und ablenkenden Störungsmanöver, um seine ganze Kraft auf eine Stelle des Landes zu konzentrieren, die der ihm wichtigen Marienburg, dem Herzen des Ordenslandes, am nächsten lag.

Im Sommer 1410 herrschte daher scheinbar tiefster Friede im Memelstromgebiet, während sich im Süden des Ordenslandes die große Entscheidungsschlacht zwischen der westlichen und der östlichen Welt vorbereitete. Auf der Memel war weiter Handel und Wandel, und die Bewohner gingen dem gewohnten Tagewerk nach. Unbehelligt wurden die restlichen Bauarbeiten am „nuwen husze of der Tilsot", der Ordensburg Tilsit, zu Ende geführt. Dann brach die „Bauhütte" ihr Lager ab. Der „muwerer" Hannes Bolle ist noch eine Zeitlang in Tilsit geblieben, um die Handwerker zu entlohnen und die Endabrechnungen abzuwickeln, bis auf die kleinste Münze peinlich genau. Wahrscheinlich ist er erst im nächsten Jahre, als der Waffenlärm im Lande verrauscht war und die Zeiten ruhiger geworden, in seine Vaterstadt Danzig abgereist und ist nie wieder nach Tilsit zurückgekehrt. Hannes Bolle ist untergetaucht im Heer der vielen Namenlosen, aus dem ihn die Eintragungen des Marienburger Treßlerbuches für kurze Zeit in unseren Blickpunkt gestellt haben. Nur im Stadtwappen Tilsits ist ihm ein ewiges Denkmal gesetzt worden. Es zeigt auf roter Ziegelmauer Turm und zwei Zinnen der von dem Danziger Meister Hannes Bolle erbauten Ordensburg Tilsit und darunter fließt, wie heute noch, unser Memelstrom.

Zu Mittsommer 1410 kam aus dem Kulmer Land die alarmierende Botschaft, daß der Feind im Begriffe sei, hier einzufallen. Sofort eilte Hochmeister Ulrich von Jungingen mit der gesamten Hauptmacht seines Heeres zur vermeintlichen Gefahrenstelle. Es war aber nur eine arglistige Täuschung des Feindes. In Wirklichkeit stand das Heer König Wladislaws nach wie vor an der Südgrenze des heutigen Masurens und drang jetzt in Preußen ein. Bei Soldau kam es zu einem erbitterten Kampf mit der sich ihm entgegenstellenden Vorhut des Ordensheeres, die der Großmarschall und Königsberger Komtur Friedrich von Wallenrodt (1407-10) befehligte. Soldau fiel in die Hände der Polen. Hart bedrängt und verfolgt vom Feinde zog die Vorhut nach Norden zurück.

Zu spät hatte Ulrich von Jungingen von der neu entstandenen Lage Nachricht erhalten. In Eilmärschen führte er sein Heer wieder nach Ostpreußen zurück. Als die Ordensritter am Abend des 14. Juli in Löbau eintrafen und dort ihr vorläufiges Feldlager aufschlugen, war das polnisch-litauische Heer am selben Tage schon bis in die dortige Nähe vorgedrungen, während ein Teil des Feindheeres den großen Damerauer See bereits umgangen hatte und nun unweit von Tannenberg der weiteren Entwicklung harrte.

(Fortsetzung folgt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Margarete Kubelka

Der Pfingstausflug

Als Studienrat Dr. Bingsen die Klasse betrat, wurde der Lärm nur um eine Nuance schwächer. Bingsen war bei seinen Schülern nicht sonderlich beliebt. Sie nannten ihn „Pfingsten", mit einem kleinen verächtlichen Unterton in der Stimme, wenn sie unter sich waren. Dieser Spitzname hatte zwei Gründe. Einmal war der ähnliche Klang des Namen daran schuld, aber der andere Grund lag ein wenig tiefer.

Dr. Bingsen, der Deutschlehrer, der sein Fach aus Idealismus und Neigung gewählt hatte, war ein großer Verehrer Goethes, den er zu jeder Zeit unermüdlich zitierte und dessen universelle Bildung er seinen Schäflein immer wieder zu Nachahmung und Vorbild empfahl. Und da war es vor allem der Anfang des „Reineke Fuchs", der es seinem gepflegten Sprachempfinden angetan hatte und den er immer wieder in selbstverlorener Schwärmerei seinen Schülern hersagte: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen..."

Herr Dr. Bingsen war kein Schauspieler, sondern ein von der Woge der Begeisterung getragener Germanist, und so war sein Vortrag weniger mitreißend als ein wenig komisch — wenigstens in den Augen seiner Klasse. Es war deshalb allzu natürlich, daß sich unter seinen Schülern einer fand, der geschickt genug war, Herrn Dr. Bingsen zu kopieren. Und es gab jedesmal lauten Jubel, wenn Richard Brack mit geneigten Schultern und hängenden Armen, der typischen Haltung Bingsens, das Podium erstieg und mit bewegter Stimme und leuchtenden Augen verkündete, Pfingsten, das liebliche Fest, sei gekommen.

Niemand hat ein so feines Empfinden für die Schwächen seiner Mitmenschen wie Kinder und unfertige Jugendliche, die selbst noch ein Spielball aller Kräfte sind. So war es der Obertertia des kleinen Provinzstädtchens bald klar, daß Dr. Bingsen, ihr Klassenlehrer, in körperlichen Dingen kein allzu großer Held vor dem Herrn war. Wie viele Menschen, deren Bestrebungen vorwiegend auf das Geistige gerichtet sind, war er in der Leibeszucht und Körperertüchtigung ein wenig nachlässig, er hielt sich schlecht und hatte einen Hang zu Erkältungen, weshalb er auch an warmen Tagen mit einer Wollweste angetan und ständig mit einem großen, altmodischen Regenschirm versehen war. Ja, es hieß sogar von ihm, er könne nicht einmal schwimmen, was in der Mentalität eines Obertertianers verwerflicher war als der finsterste Analphabetismus. Da war Turnlehrer Hartog doch ein anderer Kerl: forsch, kerzengerade und immer zu herzhaften, derben Späßen aufgelegt, die ihm in kürzester Zeit eine Atmosphäre respektvoller Vertraulichkeit schufen.

Heute nun hatte Bingsen an seine Schüler ein besonderes Anliegen. Er wollte mit ihnen einen Pfingstausflug unternehmen, auf freiwilliger Basis freilich, aber es wäre ihm lieb gewesen, wenn alle mitgetan hätten.

Es war nicht allein die Hoffnung, zu seinen Schülern ein herzlicheres und persönlicheres Verhältnis zu gewinnen, die ihn dazu bewegte, sondern auch der heimliche und uneingestandene Wunsch, in der freien Natur und am lebenden Objekt seinen Schülern die vielfältige und wunderbare Welt Goethes näherzubringen, wie er sie beispielsweise in seiner „Metamorphose der Pflanze" oder in seinem herrlichen Aufsatz über den Granit beschrieben hatte.

Nun, der Ausflug kam zustande. Weniger freilich Goethe oder Dr. Bingsen zuliebe als aus dem Wunsch heraus, einmal in der Zwanglosigkeit des Wanderns und der räumlichen Entfernung von der Schulstube gemeinsam einen Nachmittag zu vertun.

Der Ausflug verlief programmäßig, und die Schüler vergnügten sich damit, Fußball zu spielen oder Wettläufe zu arrangieren, während ihr Klassenvater in ein stark reduziertes Publikum Bemerkungen über Goethe und sein Weltbild streute. Aber dann geschah es.

Bernd Schäufel, ein etwas alltäglicher Junge, der seine mangelnde Begabung durch ein Zuviel an Forschheit und Wagemut wettzumachen trachtete, hatte mit seinen Mitschülern gewettet, den kleinen Fluß, an dem sie entlangwanderten, überspringen zu können. Er glaubte dies tun zu dürfen, weil er der beste Turner der Klasse war, aber er hatte die Breite des an dieser Stelle reißenden Gewässers unterschätzt. Er sprang, und unter dem einstimmigen Aufschrei der Umstehenden landete er im Wasser und wurde, obwohl er zu schwimmen verstand, augenblicks von der Strömung fortgerissen.

Auf den Schrei sprang Dr. Bingsen hinzu, und ohne zu überlegen, riß er die Jacke und die unvermeidliche Wollweste herunter und sprang dem in der Strömung treibenden Bernd nach.

Die Schüler standen zunächst wie erstarrt. Sie wußten alle, daß Bingsen nicht schwimmen konnte, und erwarteten nun voller Entsetzen, Lehrer und Schüler gemeinsam in den Fluten verschwinden zu sehen.

In diesem Augenblick tauchte Richard Brack auf, der sich irgendwo in der Gegend herumgetrieben hatte und keine Ahnung davon hatte, was inzwischen geschehen war. Als er seine Mitschüler alle durcheinander rennen und ohne ihren Lehrer sah, zog er den Kopf ein, ließ die Arme hängen und deklamierte, daß es weithin tönte: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen..."

Aber wo sonst Kichern und Gelächter seine Worte begleitet hatten, starrten nun alle voll Entsetzen auf ihn, und der lange Brack erkannte, was geschehen war.

Sie alle aber, die sie Zeugen des schrecklichen Geschehens waren, hatten bei diesen Worten das Gefühl, daß von diesem Pfingstsonntag an Pfingsten nie mehr ein liebliches Fest für sie sein würde, sondern mit dem Furchtbaren, das über sie hereingebrochen war, ihr ganzes künftiges Leben überschatten sollte.

Aber der Wille ist manchmal stärker als der Körper, und in der Not entwickeln wir Fähigkeiten, von denen wir bislang nichts wußten. Dr. Bingsen kämpfte verzweifelt um das Leben seines Schülers und sein eigenes, und wider Erwarten blieb er Sieger in diesem scheinbar aussichtslosen Kampf. Mit letzter Willensanstrengung gelang es ihm, sich und Bernd ans rettende Ufer zu bringen.

Der Rest ist schnell erzählt. Dr. Bingsen, dessen schwächlicher Körper solche naßkalten Unternehmungen nicht gewohnt war, hatte sich eine Lungenentzündung geholt, von der er erst nach ein paar schlimmen Wochen genas. Seine Schüler nannten ihn nach wie vor Dr. Pfingsten, aber wenn sie jetzt dieses Wort aussprachen, schwang ein warmer und fast liebevoller Ton mit, so als handelte es sich nicht um einen Spitznamen, sondern um eine geheime, rauhe Zärtlichkeit.

Der dem Leben wiedergewonnene Bernd Schäufel war der erste, der mit leuchtenden Augen ins Klassenzimmer stürmte und freudig verkündete: „Pfingsten kommt morgen wieder!"

Ruth Syring

Zigeuner

Über Nacht sind Zigeuner gekommen
unten am Bach.
Wo hat der Mai soviel Grün hergenommen
für den Wegrain und ihr Wagendach?

Im goldnen Abendschein singen sie leise
unten am Bach.
Sind sie am Anfang, am End ihrer Reise?
Frag nicht danach.

Über Nacht sind sie fortgezogen...
Weiß nicht wohin.
Haben den Himmel um Sterne betrogen,
die mit ihnen ziehn.

Das heimliche Leuchten

Spruchhaftes von Carl Lange

Schau vorwärts, laß Dich nimmer beugen!
Das Gute wird das Gute zeugen.

*

Was Du den Menschen Gutes angetan,
fängt heimlich still in Dir zu leuchten an...

*

Das Gute wirkt wie segensreiche Saat:
Die Ernte schenkt die Kraft zu neuer Tat.

*

Wer freudig gibt und ohne zu bedenken,
den wird das Schicksal doppelt reich beschenken.

*

Dein Auftrag ist, Dich zu vollenden,
und freudig schaffend immer spenden.

*

Hab Acht, wenn Du auf stellen Stufen
zu neuem Werke aufgerufen.

*

Was doch ein liebes Wort vermag,
es wandelt Nacht zu lichtem Tag.



Mutter mit Kind / Holzschnitt von Franz Neundlinger

Vertrauen

Erzählung von Wolfgang Altendorf

Während der Geselle den Vorderreifen meines Wages flickte, kam ich mit dem Meister der kleinen Reparaturwerkstatt ins Gespräch. Ich fragte ihn nach dem Gang seines Geschäftes, und er erwiderte, daß er zufrieden sei. Während wir uns so unterhielten, fuhr ein rotes Sportkabriolett vor. Ein junger, sehr modern gekleideter Mann sprang heraus und verlangte fünf Liter Benzin. Als er aber bezahlen sollte, suchte er in allen Taschen nach seinem Geldbeutel, schlug dann mit der flachen Hand gegen die Stirn und eröffnete dem Meister, daß er wieder zurückfahren müsse. Er habe die Nacht im Nachbardorf bei einem Freund verbracht und dort bestimmt den Geldbeutel liegengelassen. In einer Viertelstunde wäre er wieder zurück. Der Meister nickte dazu. Der junge Mann wendete seinen Wagen und brauste davon.

„Ist das nicht etwas leichtsinnig von Ihnen, Meister?" fragte ich. „Der Bursche hätte Ihnen doch mindestens ein Pfand dalassen sollen. Ah, ich weiß, Sie haben sich bestimmt die Nummer seines Wagens gemerkt, wie?"

„Keineswegs", antwortete er mir.

„So kennen Sie den jungen Mann?"

„Ich habe ihn noch nie gesehen."

„Dann verstehe ich nicht — —? Wenn er nun die Absicht hatte, Sie um den Ertrag dieser fünf Liter zu betrügen?"

„Ich vertraue ihm", erwiderte der Meister.

„Mir machte er keinen so vertrauenswürdigen Eindruck."

Der Meister lächelte. „Meine kleine Tankstelle dient diesen jungen Leuten eigentlich nur als Notbehelf. Sie tanken bei mir ihre fünf Liter, um damit bis in die Stadt zu kommen. Dort fahren sie bei der Großtankstelle vor und lassen sich ihren Tank füllen."

„Nun, Ihre Tankstelle sieht doch recht passabel aus — —".

Der Meister winkte ab. „Junge Leute lieben die Technik, das Großartige, den Glanz. Natürlich könnte mich der junge Mann um diese fünf Liter betrügen. Ich würde es verschmerzen. Ich habe in dieser Beziehung nämlich noch etwas Überschuß."

„Überschuß?" fragte ich.

„Vor fünf Jahren", erzählte der Meister, „stand hier an dieser Stelle nichts weiter als eine alte Scheune. Mir gehörte das Häuschen daneben. Ich stamme aus dem Osten, müssen Sie wissen, bin durch die Lager gegangen, und da erfuhr ich plötzlich, daß ich dieses kleine Haus da geerbt hatte. So kam ich hierher. Aber ich fand keine richtige Arbeit. Hier gibt es ja keine Industrie. Gelegenheitsarbeiten mit Stempelngehen wechselten ab. Eines Tages nun, ich war schon mit dem ersten Omnibus in die Stadt gefahren, um meine Unterstützung abzuholen, lernte ich auf der Heimfahrt im Omnibus einen Herrn kennen. Der war nun im Begriff, eine Wanderung zu unternehmen. Als der Schaffner kam — wir fuhren bereits aus der Stadt heraus — stellte dieser Herr fest, daß er sein Geld vergessen hatte. Ich konnte ihm aushelfen, aber damit wars nicht getan. Der Herr erzählte mir, daß er in einer großen Verlegenheit wäre. Alljährlich an diesem Tage unternahm er seine Wanderung. Vor langen Jahren hatte er bei dieser Gelegenheit seine nun schon verstorbene Frau kennengelernt. Sie hatten zusammen eine sehr glückliche Ehe geführt, und es wäre ihm sehr schmerzlich, müsse er nun wieder umkehren. Ich hatte ja gerade meine Unterstützung abgeholt und konnte ihm deshalb zwanzig Mark geben. Er wollte mir seine Adresse geben, aber ich wehrte ab. Ich vertraute ihm ganz einfach."

„Na, immerhin —!" meinte ich.

„Warten Sie ab", fuhr der Meister fort. „Wir kamen ins Gespräch, der Herr und ich im Omnibus. Er hatte so eine Art an sich, — kurz und gut, er quetschte so ungefähr alles aus mir heraus, woher ich stammte, was für einen Beruf, was für Wünsche ich hätte, na — und so weiter.

Am nächsten Tag erschien er hier in meinem Häuschen, brachte mir die zwanzig Mark zurück, und nun erst erfuhr ich, daß er der Direktor der Kreissparkasse war.

Er erklärte mir alles genau, sagte, daß ich, so wie ich wäre, ihm kreditwürdig genug sei, und so verschaffte er mir denn auch das Geld für diese Reparaturwerkstatt. Nächstes Jahr habe ich alles wieder zurückgezahlt. Meinen Sie nicht, daß ich zufrieden sein kann?"

Ich nickte. „Es ist gut", sagte ich, „daß es so etwas heutzutage noch gibt!"

Als ich mein Auto aus der Werkstatt fuhr, erschien der junge Mann mit dem roten Sportkabriolett wieder. „Es ist mir erst unterwegs eingefallen, daß ich Ihnen so ohne weiteres davongefahren bin", sagte er etwas verlegen zu dem Meister. „Entschuldigen Sie bitte!" Er hatte seine Geldbörse wiedergefunden, hielt dem Meister einen Zwanzigmarkschein hin und ließ sich dafür nochmals fünfzehn Liter Benzin geben.

Edith Mikeleitis

Luises Ankunft in Memel

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Otto Aug. Ehlers, Darmstadt, entnehmen wir dem Roman um die Königin Luise von Preußen „Die Königin" von Edith Mikeleitis den nachstehenden Abschnitt, der, nach einer Fahrt über das Kurische Haff, die Ankunft der Königin in Memel schildert. Die Begegnung mit Zar Alexander und damit das Eingreifen der Königin in die hohe Politik steht kurz bevor. Dieser bekannteste Roman über Königin Luise, der in immer neuen Auflagen fast eine Viertelmillion Exemplare erreichte, liegt nun in einer Neuauflage wieder vor, auf die wir besonders unsere ostpreußischen Leser hinweisen möchten.

Die Königin zog ihren Pelzumhang enger um die Schultern, denn der beginnende Juniabend strich mit kühlem Wind über das Haff. Das nahe Meer verwandelte selbst glutvolle Tage bei bescheidenem Licht in glasklare Frische, darin man gut und leicht atmen konnte. Die Häuser von Memel wurden noch immer nicht sichtbar, obwohl man schon lange in der geschmückten Barke saß, die, ein großer Kurenkahn, für die Königin von Preußen so bequem eingerichtet worden war, wie sich die Bürger der Stadt das Schiff einer Fürstin vorstellen mochten. Es sah beinahe einer Gondel ähnlich, wenn auch aller Reichtum von Blumen und bunten Bändern die plumpe Form nicht verbergen konnte.

Die weite Wasserfläche machte Luise traurig. Aber sie liebte diese unbestimmte Traurigkeit des Herzens, die aus Urgründen aufstieg. Auf dem sanften, schönen Gesicht der Königin, das aus der Umrahmung eines Spitzentuchs sich entspannt und weit aufgetan dem Himmel zuwandte, wuchs mehr und mehr ein Schimmer sehnsüchtiger Schwermut. Ihre großen, blauen Augen unter der hohen Stirn blickten in die Ferne, ohne etwas Bestimmtes zu erfassen. Die schön geschwungenen Lippen zitterten zuweilen wie in einer stummen Zwiesprache mit einem unsichtbaren Gegenüber. Die alte Oberhofmeisterin Gräfin Voß, die Hofdamen und Kavaliere hatten sich im Halbkreis um die Königin gelagert, ungeduldig und müde der Wasserfahrt, die durch die Schweigsamkeit Luises nicht kurzweiliger wurde.

Sie aber bemerkte nicht, was um sie her vorging, so sehr umspülten sie Gefühle und Bilder ihres vergangenen und gegenwärtigen Lebens. Plötzlich schauerte sie zusammen. Es mochte eine kühle Brise sein, die das Wasser kräuselte und sie frösteln ließ — oder war es die Erwartung der morgigen Begegnung mit dem Zaren?

Sie lehnte sich tiefer in den aus vielen Kissen bereiteten Sitz und schloß die Augen. Es tat ihr wohl wie lange nichts mehr, so allein und abgeschlossen in diesem kleinen Schiff zu sitzen, über sich den Himmel und weit und breit nur das geheimnisvolle Element Wasser, dem kein Menschenverstand Gewalt und Freiheit zu binden imstande war. Hier brauchte sie nicht jene milde Heiterkeit zur Schau zu tragen, die der König so liebte und ohne die er leicht unruhig und verzagt wurde.

Bei dem Gedanken an Friedrich Wilhelm straffte sie sich, und ein mütterlicher, erbarmender Zug vertiefte ihr junges Gesicht. Mit bewußtem Blick suchte sie jetzt über die Weite ringsum. Da hoben sich gerade vor ihren Augen die Türme Memels aus dem flachen Landstreifen empor, noch fern, aber schon nahe genug, um auch den geschmückten Hafen erkennen zu lassen, wo eine bewegte Menge sich drängte.

Luise ließ sich willig von ihren Damen die kleinen Handreichungen zur Auffrischung ihres Äußeren gefallen, während doch ihre Seele, befangen von undeutlicher Erwartung, sich nicht bis zum gegenwärtigen Augenblick ermuntern wollte, sondern im Traum und im Dämmer verharrte.

Tiefer noch sank sie in ihre seltsame Traumverlorenheit, als sich plötzlich junge Stimmen erhoben und ein schwermütiges, fremdes Lied sangen, das gleich klingenden Urlauten über das Wasser schwebte, Kurenkähne näherten sich dem Königsschiff, und im Auf und Ab des Ruderschlags bewegten sich viele schlanke Mädchenkörper im bunten Festgewand der Ostpreußinnen. Ihre Königin erkennend, brachen sie in Jubel aus und warfen duftende Blumen hinüber, die glänzenden Gesichter der schönen Frau zugewandt, ungläubig fast vor soviel nie gesehener Anmut.

Luise schreckte auf, und der verlorene Ausdruck ihres Gesichts wechselte zauberhaft zu freundlicher Anteilnahme. Sie rief den Mädchen eine Bitte um Wiederholung ihrer Gesänge hinüber, um noch einmal in den Traum einer weichen Sehnsucht zu finden, ehe sie endgültig von dieser Stunde Abschied nehmen mußte.

Willig stimmten die Kinder des Volkes ihre Daina an, und jeder Ton sank ihr wie eine uralte Erinnerung ins Herz. Verborgenes Wissen um Liebe und Liebesleid, um Menschenwerden und -vergehen, um die Allmacht des Lebens und seines Glühens durchströmte ihr Blut und machte es schwer und reif für ein großes Schicksal. Alt wie die Welt bin ich, wurde ihr bewußt, und tausend Schmerzen habe ich erfahren, tausend Wonnen sind in mir verborgen, und sie werden mir wieder bereitet sein, weil sie das Leben sind.

Schon umfaßte ihr Blick den König und seine Begleiter am Landungssteg. Er wußte ihre Augen auch in der Ferne auf sich gerichtet und belebte seine Steifheit im Vorgefühl der Sicherheit, die mit ihr ihm wieder zuwuchs.

Luise aber suchte seine Züge im Raume ihres Gedächtnisses nachzuzeichnen, und sie fand darin seinen immer mürrisch verzogenen Mund, seine lange, feine Nase und die ausdruckslosen Augen, von denen abwehrender Hochmut auszugehen schien. Und dahinter schaute sie seine Weichheit und Bedürftigkeit und seine vergebliche Sehnsucht nach Größe.

Während das kleine Schiff sich Ruderschlag für Ruderschlag dem Lande entgegenarbeitete, wartete die Königin gelassen in ihrem Sitz, und ihre Augen wandten sich erneut dem hellen, weißlichen Abendhimmel zu, dem nördliches Licht so eindringlich entfloß, daß in seinem Schein die Landschaft zu einer gläsernen Unwirklichkeit wurde. Eine Ewigkeitssekunde lang entrückte das verhallende Lied und die überirdische Helle den Sinn der Frau. Dann aber störte sie der Empfangsjubel der harrenden Bürger Memels endgültig aus ihrer Gefühlsverlorenheit auf.

Das Schiff scheuerte an der Brücke entlang. Luise strich sich mit einer Hand wie erwachend über die Stirn, während sie die andere winkend ausstreckte. Als sie sich grüßend erhob, fand sie jene warme Anteilnahme wieder, der ihr Mann vertraute.

Er war längst vom Pferd gestiegen und schritt ihr nun entgegen. Unbewegt blieb sein Gesicht auch im aufwallenden Entzücken seines Herzens über ihre süße, mädchenhafte Anmut, die sich im Kreise vieler Menschen erst ganz zu entwickeln schien, als strahle die Sonne ihres Gemüts heftiger im Widerspiel bereiter Augen. Ihm bedeutete eine Trennung von nur zwei Tagen, eben erst erlitten um der Manöver in Ostpreußen willen, eine große Verlorenheit im unaufhörlichen Anspruch seines königlichen Amtes.

Als sie ihre Hand in seine legte, spürte sie seine verhaltene Freude gleich einem Vorwurf für ihre eigene Kühle, und sie nahm seinen Arm mit einem guten Lächeln, das um Entschuldigung bat. So trug sie schon seit zehn Jahren die Ehe mit Friedrich tapfer durch alle Sehnsucht, Fülle und Ungeduld ihrer reichen Natur wie eine beständige, tief bewußte Bemühung. Sein Glück aber und das ihrer Kinder gab dieser Verbindung in ihrem Herzen die Berechtigung.

Das Volk von Memel, diese schwerblütigen, verhaltenen Menschen der nördlichen Küste, fieberten seit Wochen in einer wachen Unruhe, die ihren Gesichtern Glanz verlieh. Ihnen standen jetzt diese Tage wie ebenso viele Verheißungen auf festliches Gepräge vor den weit aufgetanen Sinnen, denn im schlichten Hause des Bürgermeisters erwartete man das preußische Königspaar und seinen von märchenhaften Vorstellungen umwobenen Gast, den Kaiser Alexander von Rußland. Dem eintönigen Ablauf ihres Jahres war plötzlich ein berauschendes Erlebnis eingefügt, dem sie sich mit kindlichem Überschwang öffneten.

So begleiteten sie jetzt das Königspaar auf seinem Wege durch die Stadt mit ungehemmtem Jubel. Zu beiden Seiten des geschmückten Wagens ritten die jungen Männer und Frauen, bunt und hell angetan wie der Sommer dieses Landes. Sie waren arm und schicksalsergeben, aber das legte keine Enge um ihre Herzen, sondern ein Bedürfnis nach Grenzenlosigkeit lebte ihnen tief im Gemüt und drückte sich in der Weite des Stadtbildes, in ihren geräumigen Häusern und in der offenen Freude ihrer Feste aus. Noch gab das weißliche Abendlicht genügend Schein, um dem klaren, sehr leuchtenden Gesicht der Königin jenen Schmelz zu verleihen, der das Volk fast bis zu Tränen entzückte. Sie hatten soviel Anmut noch niemals gesehen, und vielleicht standen nun ihre Märchen und Sagen lebendig in ihnen auf, darin verzauberte Prinzessinnen und mächtige Prinzen und Könige unversehens die Kargheit des Lebens erleuchteten.

Endlich, nach langen, herzlichen Begrüßungen durch die Väter der Stadt war Luise mit ihrem Mann allein. Das einfache Zimmer belebte sich im Duft der Junirosen, womit die Frauen Memels es überreich geschmückt hatten. Luise, schon im leichten Hausgewand, stand am Fenster und sah auf die still gewordene Straße hinunter. Friedrich Wilhelm saß im Sofa und blickte mit leisem Argwohn zu ihr hin, denn unvermutet hatte ihn die Vorstellung überfallen, als sei sie traurig. Immer aber belastete ihn jede Stimmung seiner Frau mit dem Gefühl der eigenen Unfähigkeit, etwas zu ihrer Freude beizutragen.

Sie spürte sogleich seinen zornigen Blick in ihrem Rücken und wandte sich langsam um. Obwohl in ihren Zügen noch die Versonnenheit hing, davon sie sich den ganzen Tag über nicht befreien konnte, lächelte sie ihn an. Seine Angst verflog, und ein tiefes Verlangen nach ihr zitterte um seine Lippen. Er erhob sich rasch und stellte sich an ihre Seite. Sein Atem streifte ihren Hals, und mit rauher, bewegter Stimme flüsterte er: „Sehnsucht gehabt! Wollen uns nie wieder trennen!"

Luise verhielt sich ganz still. Sie kannte jede Regung seines Herzens, und seine unbeholfene, abgehackte Sprache, die der Ausdruck seines gehemmten, niemals zur Entwicklung gekommenen Wesens war, rührte ihre Mütterlichkeit an. Sie zog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn auf den Mund.

„Du weißt doch, daß ich immer an dich denke", sagte sie leise. In seine hellen Augen kam ein Strahlen. Seine gezwungene Haltung veränderte sich, und es schien so, als ob ihm wie durch ein Wunder Zuversicht und Mut wieder wuchsen.

Vielleicht ist in ihm ein ganz anderer Mensch verborgen, dachte sie plötzlich und betrachtete den gelösten Ausdruck seines Gesichts. Vielleicht hat nur seine trübe Jugend alle Ansätze in ihm zerstört, und er ist wie ein halb vertrockneter Baum geworden, an dem einige Äste noch mühsam grünen!

Diese Vorstellung überwältigte sie, so daß sie mit wahrhafter Zärtlichkeit seine Umarmung erwiderte und ihren von ihm so geliebten Leib an ihn schmiegte. Daß sie ihm Lebensatem und Wärme gab, durchflutete sie wie Glück, darin ihre eigene Einsamkeit unterging.

In ihr war keine Lüge, ihres Herzens Wille hieß Schenken und Sichverschwenden. Und als sie endlich allein in ihrem Zimmer lag und nicht einschlafen konnte, noch des Mannes Umarmung in ihrem Blute spürend, umfaßten ihre Gedanken die Welt und alle nahen Menschen mit Liebe.

BÜCHER - die uns angehen

Dr. Rudolf Klatt: OSTPREUSSEN UNTER DEM REICHSKOMMISSARIAT 1919/20. Mit einem Geleitwort von Frhr. v. Braun-Neucken, Reichsminister a. D. Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg. 272 Seiten, DM 21,—.

Der dritte Band der von Prof. Hubatsch herausgegebenen „Studien zur Geschichte Preußens" führt uns in eine Zeit, die noch viele Ostpreußen sehr bewußt durchlebt haben, in die gerade für unsere Heimat so stark bewegte und mit wechselnden Spannungen geladene zwischen Kriegsende November 1918 und Volksabstimmung Juni 1920. In peinlich genauer Arbeit hat der Verfasser alle die Ereignisse und Strömungen erforscht, die für das damals ständig bedrohte Ostpreußen den Einsatz besonderer Reichskommissare mit entsprechenden Vollmachten neben der bestehenden Verwaltung als notwendig erscheinen ließ. Manches erscheint dadurch in neuem Lichte. Eine Fülle von Ereignissen zieht in jenen zwanzig Monaten an uns vorüber, die wir nur in Stichworten andeuten können: Die fast ein Jahr dauernde Rolle der Soldatenräte, den Einsatz August Winnigs als Reichskommissar für die zu Anfang 1919 ganz besonders durch die Russen bedrohte Provinz, das Auftauchen des Gedankens für ein selbständiges Ostpreußen, der Kampf in Königsberg gegen die kommunistischen Matrosen am 3. März 1919, das Verhältnis zu den Grenznachbarn Litauen und Polen, die Ereignisse im Baltikum und ihre Folgen, die Maßnahmen zum Schutze der Provinz und die Einwohnerwehren, die Aufgaben der mobilen Kreiskommissare, der späteren Kreisräte, der „Ostdeutsche Heimatdienst". Winnig als Nachfolger Batockis im Oberpräsidium, der Kapp-Putsch und die Verabschiedung Winnigs, der schildert.
Übertritt von 50 000 Russen der von den Polen geschlagenen Sowjetarmee über die ostpreußische Grenze und ihre Unterbringung in Arys. Und endlich die Tätigkeit des Stadtrats Barowski als Reichskommissar mit der Aufgabe, die Vorgänge des Kapp-Putsches in Ostpreußen zu untersuchen. Die Volksabstimmung am 11. Juli 1920 rundet das Bild der Ereignisse ab, die Dr. Klatt in leicht lesbarer und spannender Art

Der starke ostpreußische Abwehrwille gegen jeden Versuch der Losreißung heimatlichen Landes tritt jederzeit klar hervor, ebenso aber auch die Tüchtigkeit der Verwaltungsbehörden, „denen der Staat über die Staatsform ging", und die unter tausend Schwierigkeiten die Provinz vor völligem Zusammenbruch bewahrten. Neue Aufbaukräfte konnten sich daraus entwickeln. Ein interessantes Kapitel ostpreußischer Geschichte.

Dr. W. Gr.

Ellen Pröbstel: REISEN IN EUROPA. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 480 Seiten mit 222 Schwarzweißfotos und 36 Kartenskizzen. Gln. DM 9,80.

In diesen Tagen, Wochen und Monaten geht die Reisewelle wieder hoch. Wovon man in grauen Wintertagen geträumt hat, das soll nun Wirklichkeit werden. Urlaub — Reisen — Ausland, drei Begriffe und drei Wünsche. „Reisen in Europa" von Dr. Ellen Pröbstl in der Reihe der Praktischen Ratgeber des C. Bertelsmann Verlages ist gerade zur rechten Zeit erschienen, um bei der Verwirklichung der Träume und Pläne Hilfestellung zu leisten. Es erschließt in klarer, übersichtlicher Form alle europäischen Länder, gleich ob die Sehnsucht der deutschen Heimat oder der Fremde jenseits ihrer Grenzen gilt, erleichtert die Reisevorbereitungen durch wraktische Winke und beantwortet die wichtigsten Fragen, ob es sich nun bei Einzel- und Gesellschaftsfahrten handelt. Ein buntes Bild der Länder Europas gibt einen ausgezeichneten Überblick auch über das Land der jeweiligen Sehnsucht, macht Vorschläge für Rundfahrten und reizvolle Abstecher und gibt eine instruktive Beschreibung der Landschaften, die sinnvoll nach touristischen Gesichtspunkten untergliedert ist. Geschichte, Klima, Landschaft, Städte und Dörfer, die Menschen, ihre Kunst und Kultur, Sitten und Gebräuche, alles das findet man in diesem Buch, das auch unterwegs ein unentbehrlicher Ratgeber sein wird.

WALTER MECKAUER — MENSCH UND WERK. Festschrift zum 70. Geburtstag des Dichters. Hrsg. von Joachim Zeuschner. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, München, 46 S., engl. brosch. DM 1,80.

Zum 70. Geburtstag des namhaften, aus Schlesien stammenden Dichters Walter Meckauer erschien diese Festschrift, die neben einem Selbstporträt, Werkproben, einer Bibliographie, Beiträge von Hermann Hesse, Erich Kästner, Kasimir Edschmid, Gerhart Pohl, Friedrich Bischoff und anderen enthält. Fotos auf Kunstdrucktafeln ergänzen das Lebensbild. Aus dem Schaffen dieses bedeutenden ostdeutschen Dichters seien hier nur seine letzten beiden Erfolgsbücher genannt „Die Sterne fallen herab" und „Viel Wasser floß den Strom hinab".



Fichten

Aus dem Zyklus „Bäume der Heimat"

O Tannenwald, o dämmerdunkler Wald,
wo sich das scheue Reh im Dickicht birgt,
wo hoch vom Wipfel laut der Kuckuck ruft
und viele kleine Stimmen Antwort geben.
O wunderbarer deutscher Märchenwald,
wo einst der Wolf begegnete dem Kinde.
Rotkäppchen geht noch immer durch den Wald
und trifft den Wolf noch immer hart am Wege,
und Hänsel, Gretel finden nicht mehr heim
und irr'n umher, sich bei den Händen haltend,
und auf der Wiese steht auch immer noch
der bösen Hexe Pfefferkuchenhaus.
O Tannenwald, verwunschner Märchenwald!
Ein jedes Jahr wird hier zum Freudenfest,
ob's Frühling ist, ob Sommer, Herbst und Winter,
Im Schneefall stehn die Bäume ganz vermummt
wie stille Frauen, die ihr Kindlein tragen
im hohen Leib, fromm harrend mit Geduld.
Doch kommt der Lenz und steigt der junge Saft
in ihren Stämmen brausend auf und nieder,
dann flammt es lichterloh aus grünen Trieben,
die schöner sind als helle Weihnachtskerzen,
als bunte Kugeln, Nüss' und Engelshaar.

Franz Erdmann

Professor Dr. Walther Hubatsch neuer „Bohnenkönig"

Am 235. Geburtstage Kants hielt die „Gesellschaft der Freunde Kants", die auf die Tischrunde des berühmten Königsberger Philosophen zurückgeht und nach ihrer Vertreibung aus Königsberg jetzt in Göttingen ansässig geworden ist, unter Vorsitz ihres amtierenden „Bohnenkönigs", Prof. Dr. Dr. Heinrich Kolbow, in Göttingen ihre diesjährige Tagung ab.

Nach altem Brauch ermittelte die Gesellschaft ihren neuen „Bohnenkönig" durch ein „Bohnenmahl", bei dem alle Teilnehmer von einer Torte essen, in der sich eine Bohne befindet. Wer die Bohne erhält, ist Vorsitzender für das laufende Jahr. „Bohnenkönig" für das Jahr 1958/59 wurde der Bonner Historiker Prof. Dr. Walther Hubatsch. „Minister", so werden die übrigen Mitglieder des Vorstandes genannt, wurden Prof. Dr. Wittram, Göttingen, und Herbert Marzian, Referent im „Göttinger Arbeitskreis".

Wir gratulieren!

Diamantene Hochzeit

Eheleute Johann Turowski und Auguste, geb. Feders, aus Ostpreußen am 4. April in Winsen, Lassrönner Weg.

Goldene Hochzeit

Eheleute Andreas Thates und Maria, geb. Wobbe, aus Frauenburg-Dom am 25. Mai in Bremen, Löhnhorster Straße 5.

Eheleute Paul Narzinski und Maria, geb. Teschner aus Baumgarten, Kr. Stuhm/Westpr., am 19. April in Raven, Kr. Winsen.

Eheleute August Urban und Martha, geb. Kunz aus Tilsit-Ragnit am 17. April in Rüpsel, Kreis Zeven.

82. Geburtstag

Maria Danehl aus Allenstein am 4. Mai in Berlin-Steglitz, Schöneberger Straße 15/II, wo sie bei ihrer Tochter Frieda ihren Lebensabend verbringt.

78. Geburtstag

Charlotte Schmidt, geb. Böhnke, Landwirtswitwe aus Nosewitz, Kr. Mohrungen, am 24. Mai in Bornhausen 26 über Seesen.

Mai-Geburtstagskinder in Flensburg

Amalie Schule aus Königsberg am 2. Mai 81 Jahre; wohnhaft Turnierstraße 5.

August Beyer aus Wenkendorf b. Gerdauen am 4. Mai 81 Jahre; wohnhaft Friedheim 26.

Michael Penellis aus Memel am 8. Mai 75 Jahre; wohnhaft Lager Westerallee.

Elisabeth Rosenkranz aus Königsberg am 14. Mai 80 Jahre; wohnhaft Falkenberg 28.

Rosalie Bergmann aus Königsberg am 15. Mai 86 Jahre; wohnhaft Dorotheenstraße 24.

Max Trepp aus Cranz am 18. Mai 70 Jahre; wohnhaft Flurstraße 27.

Hans Lubitzki aus Nordenburg am 26. Mai 75 Jahre; wohnhaft Bergstraße 22.

Ferdinand Neumann aus Königsberg am 28. Mai 93 Jahre; wohnhaft Mathildenstraße 6.

Berta Hirschfelder aus Neumünsterberg am 30. Mai 96 Jahre; wohnhaft Schiffbrücke 65.

Johann Sakuth aus Nidden am 30. Mai 83 Jahre; wohnhaft Hafendamm 52.

Leo Liedeka aus Tilsit am 30. Mai 70 Jahre; wohnhaft Kastanienweg 8.

Das Heimatblatt der Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte", gratuliert allen Jubilaren von Herzen und wünscht recht viel Glück und auch weiter beste Gesundheit.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: W. Gramsch, Celle, Waldweg 83.

Sondertreffen Pfingsten in Berlin

Das von der Landsmannschaft Ostpreußen angesetzte Deutschlandtreffen wurde aus triftigen Gründen abgesagt. Trotzdem wollen wir, wie beabsichtigt, unser Sondertreffen in Berlin durchführen.

Wir kommen also am ersten Feiertag ab 13 Uhr im Restaurant „Zum Mecklenburger"- Berlin-Wilmersdorf, Mecklenburgische Straße 57a, mit unseren Berliner Kameraden zusammen. Ich brauche aber unbedingt die Anmeldung der Teilnehmer, damit wir einen entsprechend der Teilnehmerzahl großen Raum reserviert bekommen und sich die Gaststätte mit den Vorbereitungen für das Essen einrichten kann. Ich bitte daher, dieses zu beachten!

Suchdienst

Gesucht werden von der Unterkunftsstelle des Fliegerhorstes Neuhausen: Reg.-Insp. **Beckmann** sowie die Angestellten **Helmut Kemsath, Rudolf Ziemer, Gustav Ehlert, Franz Albrecht** und **Konrad Wienskowski** von **Hermann Poschka**, Oberhausen/Rhld., Konradstr. 126 (bei Krogull).

Geheimrat Dr. Ernst Volkmann †

Der Schöpfer der Danziger Guldenwährung

Am 27. März (Karfreitag) starb in seinem Ruhesitz in Hamburg mit 78 Jahren Geheimrat Dr. jur. et rer. pol. Ernst Volkmann, Finanzsenator i. R. der Freien Stadt Danzig und Ehrenbürger der Technischen Hochschule in Danzig.

Als der Schöpfer der Danziger Guldenwährung in Anlehnung an das englische Pfund gelang ihm 1923 die Regelung dieser Währungsfrage, die in maßgebenden Finanzkreisen als eine Musterlösung anerkannt wurde. Ihn reizte die neue große Aufgabe, die Finanzen des neugeschaffenen Freistaates Danzig neu aufzubauen und ihm unter Trennung von der wertlos gewordenen deutschen Reichswährung eine eigene Währung zu schaffen. Geheimrat Volkmann brachte 1921, als er seine Berufung nach Danzig erhielt, reiche fachliche Erfahrungen aus dem preußischen Finanzministerium sowie in der Kolonialverwaltung mit, in der er bereits eine Währungsreform durchgeführt hatte.

Ernst Volkmann wurde am 25. Februar 1881 in Kettwig an der Ruhr geboren und studierte nach Absolvierung des Abiturientenexamens 1899 die Rechts- und Staatswissenschaften in Tübingen, Halle und Bonn. Als Regierungs-Assessor war er 1907 beim Landratsamt in Harburg tätig und arbeitete 1908 als Referent im Reichskolonialamt. Von 1909 bis 1910 war Volkmann Finanz- und Handelsreferent beim Gouvernement in Deutsch-Ostafrika, machte im folgenden Jahre Studienreise in Afrika und im Orient und im Jahre 1914 in Westafrika. Von 1911 bis 1918 war er Etats-Referent im Reichskolonialamt, 1918 wurde er Vortragender Rat im preußischen Finanzministerium, wo er bis 1920 als Generalreferent verblieb. Aus diesem Amtsbereich wählte ihn der Danziger Volkstag im Januar 1921 zum hauptamtlichen Senator für die Finanzen der Freien Stadt Danzig. Die Überleitung der Freien Stadt Danzig in ein einheitliches Zoll- und Wirtschaftsgebiet mit der Republik Polen unter Wahrung einer eigenen Danziger Zollverwaltung und die Sicherung eines entsprechenden Zollanteiles Danzigs als Rückgrat der staatlichen Finanzgebarung müssen Geheimrat Volkmann als ein bleibendes Verdienst staatspolitischen Wirkens anerkannt werden.

Mehr noch aber bleibt sein Name verbunden mit der von ihm zielbewußt durchgeführten Schöpfung der Danziger Guldenwährung. Auf den Danziger Kleinmünzen von 5 und 10 Pfg. sah man in der Charakterisierung dieses „Fischgeldes" eine Flunder und einen Pomuchel (Dorsch). Die Silbermünzen der Guldenwährung (2- und 5-Guldenstück) zeigten die Abbildungen einer alten Danziger Kogge und der Oberpfarrkirche von St. Marien. Der Danziger 20-Goldgulden wurde nur in ganz beschränktem Umfange ausgegeben.

Innerhalb und außerhalb Danzigs und ganz besonders vor den Organen des Völkerbundes in Genf vermochte sich Geheimrat Volkmann in den oft schwierigsten Auseinandersetzungen, u. a. bei der Regelung des Zollverteilungsschlüssels mit der Republik Polen, für eine gesunde Finanzpolitik und für die Aufrechterhaltung der Stabilität des Danziger Guldens erfolgreich durchzusetzen. Nach dem Ausscheiden als Finanzsenator (1928) übernahm er einen Lehrauftrag für Rechts- und Staatswissenschaften an der Technischen Hochschule in Danzig. In seinem schönen Villenwohnsitz im „Haus am Meere" in Zoppot mit dem herrlichen Weitblick über die Ostsee nach Hela reiften reiche Früchte seiner umfangreichen Goethe-Forschungen, wofür ihm die Auszeichnung mit der Goethe-Medaille zuteil wurde. Aus seiner Bücherliebhaberei wurde Geheimrat Volkmann zum sachkundigen Bibliophilen. Die gesammelte Buchgraphik Chodowieckis gehörte zum wertvollsten Bestand seiner reichen Bücherschätze. Sie alle aber gingen im Wüten der Kriegsfurie von 1945 verloren. Die deutsche Bibliophilie würdigte die hohen schöngeistigen Verdienste Dr. Volkmanns dadurch, daß sie ihn zum Ehrenvorsitzenden der Gesellschaft der Bibliophilen e. V. erwählte. Der Dichter Wilhelm Schäfer, selbst Ehrenmitglied der deutschen Bibliophilen, machte sich schon zum 70. Geburtstag Dr. Volkmanns in der führenden bibliophilen Fachliteratur zum Sprecher der verdienten Würdigung des Jubilars. Aufgeschlossen auch allen sonstigen schöngeistigen und kulturellen Bestrebungen, betätigte er sich ebenso im Dienste anerkennenswerter tatkräftiger Förderung der weltbekannt gewordenen Zoppoter Waldoper. Über aller Bitterkeit der Vertreibung aus der liebgewordenen Heimstätte am Meer trug er diese harten Schicksalsschläge mit einer bewundernswerten Seelengröße. Nach 56 Tagen beschwerlichster einsamer Wanderungen als Vertriebener landete er schließlich in bejammernswerten Zustande in Flensburg, um danach in Hamburg die letzte Bleibe finden zu können. *Arthur Lenz*

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33.

Herzliche Geburtstagsglückwünsche allen Kindern des Maien! Von ihnen vollenden **20 Jahre:** am 2. 5. **Erhard Granicky** (KTC Königsberg); **30 Jahre:** am 1. 5. **Kurt Semrau** und **Hartwig Elten** (beide TuF Danzig); **40 Jahre:** am 18. 5. **Elisabeth Makowski-Borchert** (KMTV Königsberg), am 20. 5. **Helmut Feyerabend** (MTV Wehlau); **50 Jahre:** am 4. 5. **Walter Lambert** (Tgm. Danzig), am 11. 5. **Ewald Mauritz** (TV Marienwerder), am 13. 5. **Frida Pohl-Amort** (TV Dz.-Neufahrwasser), am 16. 5. **Gertrud Kaiser-Treder** (TV Zoppot), am 30. 5. **Rosemarie Choitz-Lengwenat** (KTC Königsberg), am 31. 5. Frau **Eriki Korittki** (KTC Königsberg); **60 Jahre:** am 7. 5. **Walter Schwiderski** (MTV Lyck), am 22. 5. **Erich Hübsch** (KMTV Königsberg); **70 Jahre:** am 3. 5. **Johannes Hippler** (Ponarth und KMTV Königsberg); **81 Jahre:** am 4. 5. **Robert Sander** (Tgm. und TuF Danzig); **83 Jahre:** am 21. 5. **Karl Schüleit** (Tilsit u. KMTV Königsberg); **85 Jahre:** am 15. 5. **Richard Schirrmann**, der Vater des Jugendherbergswerks (Turnlehrervereinigung).

Das Deutschlandtreffen der Landsmannschaft Ostpreußen Pfingsten 1959 in der Hauptstadt Berlin ist abgesagt worden. In den Pfingstfeiertagen findet aber in Berlin ein **Landestreffen der Gruppe Berlin der Landsmannschaft Ostpreußen** statt, zu dem alle Landsleute aus der Bundesrepublik herzlich eingeladen sind. Unter diesen Umständen wollen wir auf einen besonderen gemeinsamen Turnertreffpunkt in Berlin während des Treffens verzichten. Die Ostpreußen treffen sich am 17. Mai nach der Kundgebung in der Waldbühne kreisweise in Berliner Gaststätten, die im Veranstaltungsplan aufgeführt sind. Dort ist auch die günstigste Gelegenheit, daß sich die in Berlin ansässigen ostpreußischen Turner und die am Pfingsttreffen als Gäste teilnehmenden Turnbrüder vereinsweise zusammenfinden und alte Erinnerungen austauschen. Auf Wiedersehen in Berlin!

KMTV 1842 Königsberg Tbr. Dr. Lothar Winter weilte zu Ostern kurze Zeit aus den USA zu Besuch in Deutschland. Leider reichte die Zeit nicht, um alle vor der Reise geplanten Besuche zu machen. Lothar läßt alle Turnfreunde herzlichst grüßen. — Wer kann mir die Anschrift des früheren KMTVers **Kubatz** mitteilen? Auch die Anschriften von **Helga Ludewig**, **Gerda Utcke** und **Helga Worgull** in meiner Kartei stimmen nicht mehr.

Zoppoter Turnverein: Tschw. Erika Pelz geb. Moritz und Manfred Pelz zeigen die Geburt des Stammhalters Holger am 4. 4. 1959 an. Herzliche Glückwünsche! Alles Gute für Eltern und Kind!

Macht das Tor auf! Für uns norddeutsche Turner ist es eine Ehrenpflicht, die Verbindung zu unsern Turnschwestern und Turnbrüder in der DDR zu pflegen und nicht abreißen zu lassen, damit der Glaube an eine Wiedervereinigung Deutschlands in Recht und Freiheit auf friedlichem Wege hüben und drüben nicht verlorengeht! Macht das Tor auf! Wir Turner verlangen Freizügigkeit in ganz Deutschland!

Onkel Wilhelm.

Urkunden-Abschriften aus polnisch besetzten Gebieten

Wie das „Zentrale Katholische Kirchenbuchamt und Kath. Archiv für Heimatvertriebene" in München mitteilt, können von dieser Stelle jetzt wieder Abschriften von Geburts-, Tauf-, Heirats- und Sterbeurkunden aus den unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten beschafft werden. Das Münchner Kirchenamt leitet entsprechende Anträge von Vertriebenen an das polnische Kirchenamt in Warschau weiter, das sich seinerseits mit den entsprechenden Pfarrämtern in Verbindung setzt.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(69)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Wenn ich an zu Haus denk und in meine Erinnerung rumkraasseln tu, denn erscheinen alle meegliche drollige Leite vor mein geistiges Auge, wo ich all längst vergessen hadd. Es is ganz merkwürdig, se tauchen mit eins aus die Versenkung auf und sind da.

So ging mir vor e paar Tage mittem Burgschat und mittem Zwillus. Der Burgschat war e Krugwirt und sprach immer e bißche ruckweis, das heißt, er mußd jedes Mal orndlich Anlauf nehmen, indem er stottern tat. Der Zwillus war e Besitzer und hadd gut zweihundert Morgen schweren Weizenboden und ein kürzeres Bein. Deshalb hinkd er beim Gehen. Er war e bißche klogschietrig und machd ieberall viel Wind, wo er hinkam. Und die beide hatten sich immer beim Wischkoll, wo se sich bloß trafen. Jeder bemiehd sich, dem andern reinzulegen.

Wie der Zwillus nu mal zu Hause Ärger mit seine Frau kriegd, tat er sich per Telefong beim Burgschat inne Stadt anmelden und bestelld e gutes, ruhiges Einbettzimmer. Und wie er angekommen war und dem Burgschat begrießt hadd, trank er mit ihm drei Steinhäger, und denn fragd er: „Weißt, was das is?" Dabei tippt er sich mittem Zeigefinger gegne Back und sagt „pick, pick!"

„Wie soll ich das wissen", meind der Burgschat.

„Na ja, das is ja von dir auch zu viel verlangt. Aber Mensch, das is doch ganz einfach. Das is e Mann mit einem kurzen Arm. Der reicht nich ganz rauf bis am Kopp und will dir begreiflich machen, daß du vonne Kluck behuckt und leicht angebrietet bist."

„Wart", dachd der Burgschat, „ich krieg dich schon." Und laut sagd er: „Du bist mir eschee--scheener Freind! Und ich bin --so-dammlich und zerbrech-mir-mir dem Kopp fier--dich. Weißt, wie es machen mußt, daß kei-keiner merkt, daß du-du-beim Gehen-hi-hinken tust?"

„Na wie", sagd der Zwillus.

„Du mu--mußt- mit dem kurzen Bei-Bein aufem-Bü-Bürgersteig gehen u--und mit dem langen im Ri-Rinnstein."

„Das is e gutes Rezept", meind der Zwillus, „aber weißt, was du tun mußt, daß nich mehr stotterst?"

„Na?"

„Du mußt de Freß halten!"

So haben se sich noch e ganze Weil angeflaumt und auch noch e paar Steinhäger getrunken. E paar Stammgäste kamen auch noch zu und amesierden sich ganz aasig ieber die beide. Denn wurd der Zwillus mied und ging schlafen. Aber es dauerd nich lang, da kam er im Schimpfens de Trepp runter, de Hosenträger baumelden ihm hinten runter, das kurze Bein ging aufem Schlorr, das lange aufem Sock. Er haud mitte Faust aufem Tisch, daß de Biergläser tanzden, und brilld: „E scheene Schweinerei is das hier! Vor drei Tag hab ich mich angemeldet, und inzwischen habt ihr nich emal Zeit gehabt, dem Nachttopp auszugießen. Mir scheint, der steht all drei Wochen unausgekippt im Nachttisch. Ich muß schon sagen, das is wirklich „das erste Haus am Platze".

Da sprang der Burgschat auf und sagd, und er kriegd gar nich schnell genug de Wörter raus: „Das ist e-e Unverschämtheit, da-das is nich wa-wahr. Bei mir is - or - Ordnung."

„Ja", unterbrach ihm der Zwillus, „da liegt der Kamm aufe Butter, und da steht der Patscheimer aufem Klavier. Bitte, meine Herren, kommen Se aller mit rauf und sehen Se sich das an."

Nun standen se aller auf und gingen mit ihm rauf nach oben, um sich zu ieberzeigen. Und richtig, der Topp war bald voll, bis am Rand.

„Siehst", sagd der Zwillus, „was sagst nu? Nu bist platt wie e Dittche-Briefmark. Das wird sich nu ja schnell rumsprechen, wie orndlich du dein Hotel fiehrst."

Aber statt daß der Burgschat nu verlegen wurd und sich entschuldigen tat, fing er mit eins an, ganz laut zu lachen, daß er direkt e blauem Kopp kriegd, und denn sagd er, immer im Prusten: „Jetz ha - hab - ich di-dich doch ma-mal gekriegt, du Klo-Klo-Klogschieter! Wei-weißt, was da-das is? Das is - is be-bester Moselwei-wein außem Ke-Keller. Der Na-Na-Nachtstopp is ja ga-ganz nei gekau-kauft, und ich hab zwei Fla-Flaschen reinge--gegossen — als Begrie-grie-grie-ßungstrunk fier di-dich. Pa-paß auf, ich sag jetzt — pro - prost!" Damit nahm er dem Topp in beide Hände und trank e ordentlichem Schluck. Denn reichd er ihm weiter an seine Stammgäste, und die ließen sich nich zweimal auffordern, denn so billig kriegden se sonst nich beim Burgschat zu trinken. Der aber strahld iebers ganze Gesicht, daß ihm der Spaß gelungen und daß der Zwillus dadrauf reingefallen war. Der Zwillus ließ dem Kopp hängen und sagd vor Boß garnuscht. Was solld er auch sagen! Alle gönnden es ihm, daß er auch emal aufgelaufen war. Erst zuletzt, wie der Topp rundrum gegangen und nu natierlich all halb ausgetrunken war und er nur selbst rankam zum Trinken, sagd er, — in solche Situatzjohnen sprach er meistens plattdeitsch: „Ock Schoapskopp! Wenn öck gewußt hadd, dat dat Wien ös, hadd öck dem Topp doch alleen utgesoape, on nich eerscht rönge . . ."

Ja, das sind so Sachen! In meine Kompanie wurd einem Kamerad von unsre Stub — das war im ersten Krieg — e Stick Speck gestohlen. Er ärgerd sich und machd Meldung aufe Schreibstub. Beim Antreten sagd der Spieß, daß de ganze Kompanie e Stund nachexerzieren muß, wenn der Speckdieb sich nich melden tut. Das tat dem Kameraden wieder leid, und er zog seine Meldung zurick, indem er sagd: „Herr Feldwebel, so schlimm is das ja auch nich mit die Scheibe Speck. Ich lauf mir doch leider so leicht durch beim Marschieren, und denn hab ich mir mit die Speckscheibe immer abends dem Wolf eingerieben, daß er schneller beheilt."

Da kippd der rechte Fliegelmann vonnes zweite Glied nach vorne um und haud mitte Tuntel aufes Kochgeschirr von seinem Vordermann, weil ihm mit eins iebel wurd, und nu wußd der Feldwebel und de ganze Kompanie auch foorts, wer dem Speck geklaut und gegessen hadd.

Das mit die Ziege is auch im Krieg passiert. Wie de Leite aller auf Karten lebden und em Schmachtriemen enger schnallen mußden, besonders inne Stadt, da kam der alte Sußminkat auf dem Gedanken, sich e Zieg zu halten, daß se wenigstens scheene fette Milch hadden. Es war ja e bißche miehsam, mittem Handwagen rauszufahren und Grienfutter zu besorgen, und fierem Winter mußd er fier teires Geld Heu kaufen, aber de Zieg gab gut Milch, und es freid dem Sußminkat. Und wie er seinem Nachbar stolz von seine Ziege erzählen tat, da fragd ihm der, wo er ihr denn läßt, e Stall hadd er doch nich, bloß so e kleines Kaburrche aufem Hof fier Holz unterzupacken. Da konnd sich vleicht e Ganter umdrehen, aber keine Zieg.

„Na", meind der Sußminkat, „wir haben doch e scheenem Balkong. Der is doch ganz ideal fier unsre Zieg. Da hat se frische Luft und kann immer hin und her spazieren gehen. Da hät se doch bestimmt nuscht auszustehen. Wir haben jedenfalls dem Eindruck, daß se sich aufem Balkong sehr wohl fühlt."

„Und wo läßt ihr de Zieg inne Nacht? Bleibt se draußen, auch wenn kalt is?"

„I wo", sagd der Sußminkat, „daß se sich vleicht erkältet und de Grippe kriegt! Dazu is se uns zu wertvoll. Deshalb nehmen wir ihr jede Nacht inne Schlafstub rein."

„Inne Schlafstub?" sagd der Nachbar, „aber Mensch, das stinkt doch!"

„Ach wo", sagd der Sußminkat, „dadran hat unsre Zieg sich sehr schnell gewehnt."

Frohe Pfingsten winsch ich Ihnen, meine lieben Landsleite, und verabschiede mich fier heite mit herzlichen Heimatgrießen!

Ihr alter Ernst Trostmann,
Landbriefträger z. A.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Wiesbaden

Über den letzten Heimatabend der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen gab der Berichterstatter des „Wiebadener Kurier" ein eindrucksvolles Bild, das wir gern anstelle eines Eigenberichtes unseren Lesern zur Kenntnis bringen: „In die Heimat zurück führte der Schriftsteller und Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte" Carl Lange die Mitglieder der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, als er über den „Anteil des deutschen Ostens am Geistesleben der Gegenwart" sprach. Bilder der Landschaft wurden in seinen Schilderungen anschaulich: die alten Burgen der Ritter vom Deutschherrenorden, das deutsche Bild der Städte und die breit gelagerten Gutshöfe mit ihren Pferde- und Rinderherden, die großen Ströme und die idyllischen Seen, die Steilküste und die Wanderdünen an der Ostsee — alles das zusammengefaßt in den Gedanken und Gefühlen der Heimatliebe und besonnt von unverwischbaren Erinnerungen. Diese Liebe entschied schon nach dem ersten Weltkrieg über die Existenz des Landes bei der Abstimmung. Sie ist auch heute wieder die treibende Kraft des Wunsches, die Heimat wiederzugewinnen und ihr die Treue zu bewahren. Carl Lange arbeitete vor allem den Einfluß großer Persönlichkeiten Ost- und Westpreußens in der Geistesgeschichte Deutschlands heraus. Zu ihnen gehörten in älterer Zeit Simon Dach, der Astronom Kopernikus mit seinem umstürzenden Weltbild, Opitz, der Gründer einer Dichterschule in Danzig, Herder, Hamann und Kant, E. T. Hoffmann, Schopenhauer haben die Literatur und Philosophie stark beeinflußt. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in unsere Zeit waren Hermann Sudermann, Dichter des „Katzensteg" und der „Frau Sorge", Max Halbe, Ernst Wiechert, Lovis Corinth und Agnes Miegel gewichtige Stimmen aus dem Osten und Träger einer individuellen, starken, eigenwüchsigen Geisteskultur, deren Einfluß im Gesamtbild Deutschlands nie verlöschen kann. Der Vortrag wurde mit herzlichem Dank entgegengenommen."

Hof / Saale

Im „Blauen Stern" hielt die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen ihre gutbesuchte Monatsversammlung ab. in deren Mittelpunkt ein von Studienrat Wolf gehaltener Lichtbildervortrag stand. Der Redner ließ die Versammelten an Hand ausgewählter Bilder an einer Reise durch Belgien teilnehmen, die er anläßlich der Weltausstellung unternommen hatte. In oft phantastisch schönen Aufnahmen zogen die Sehenswürdigkeiten dieses Landes vorüber. Die Versammelten dankten mit herzlichem Beifall für diesen interessanten Vortrag.

Der erste Vorsitzende, Studienrat Bergner, hatte eingangs die Versammlung eröffnet und bekanntgegeben, daß der Jahresausflug in den Raum Kulmbach-Stadtsteinach am 31. Mai unternommen wird. Am 13. Mai wird Dr. Radzimowski einen Lichtbildervortrag halten über eine Reise durch Portugal, Spanien und Südfrankreich. Der Vorsitzende würdigte dann den 300. Todestag von Simon Dach und führte zum Schluß eine englische Pressestimme an, daß die an der Autobahn in der Nähe der Zonengrenze stehenden Wegweiser nach Danzig und Königsberg „in schlichter Weise daran erinnern, ein Ziel beständig im Auge zu haben, darauf zu hoffen und dafür zu arbeiten, es unter veränderten Verhältnissen zu erreichen".

Amberg

In der Jahreshauptversammlung der Ostdeutschen Landsmannschaft wurde der langjährige erste Vorsitzende Dr. Asmus für seine Verdienste um die Landsmannschaft zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Von einer Neuwahl bat er jedoch aus beruflichen Gründen abzusehen. Der Vorstand für das laufende Geschäftsjahr setzt sich zusammen: 1. Vorsitzender Graf Keyserlingk, 2. Vorsitzender und Organisationsleiter Lm. Behrens, Kassa Lm. Katruss und Augustat, Schriftführer Frau Behrens und Frau Marchlewitz, Kultur Frau Schumacher, Jugendleiter Lm. Koschorz. Zu Beisitzern wurden gewählt: Pfarrer Klein und die Landsleute Zipser, Rippa, Knischewski, Peterson, Fiek, Marchlewitz und Lankowski.

Lübbecke

Mit einem Gedenken an die jüngst verstorbenen Mitglieder eröffnete der Vorsitzende, Lm. Hardt, den Heimatabend, in dessen Mittelpunkt ein Lichtbildervortrag von Lm. Engel über die Gaststadt und deren Umgebung stand. Zu sozialen Fragen sprach Lm. Pieper, während der Vorsitzende einen Überblick über die politische Lage gab.

Seesen am Harz

Erhebend und eindrucksvoll verlief die Feierstunde zum 80. Geburtstag von Agnes Miegel im Festsaal des Ratskellers, die sich um die Wiedergabe der Schallplattenaufnahme „Heimatland Ostpreußen" mit der warmen und frischen Stimme der Dichterin konzentrierte. An dem reichhaltigen Programm wirkten Lieselotte Donnermann, Lina Fahlke, Ilona Liedtke und Obmann Papendick mit Lesungen, Gedichtrezitationen und einem Grußwort mit. Den musikalischen Teil der Feierstunde bestritten die Altistin Lilo Bretschneider und Annemarie Patett (Klavier).

Langelsheim

Die Volkshumoristin Lina Fahlke (Seesen, früher Pillau) wird die Kulturstunde unseres Heimatabends am 9. Mai gestalten und mit einem ernsten Auftakt unter dem Motto „Ruf der Heimat" einleiten. Im Hauptteil „Humor der Heimat" wird die bekannte Vortragskünstlerin die ostpreußischen Humoristen Robert Johannes, Dr. Lau, Wilhelm Reichermann u. a. interpretieren. Diesen fröhlichen Abend sollte niemand versäumen!

Wertvolle heimatkundliche Arbeit

Die Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Familienforscher (AGoFF) — hervorgegangen aus dem Zusammenschluß schlesischer Familienforscher (1948) mit Forschern aus den anderen deutschen Ostgebieten — ist die größte familienkundliche Organisation, die sich mit dem deutschen Osten befaßt. Sie hat Ende 1958 durch Eintragung in das Vereinsregister beim Amtsgericht in Herne einen weiteren wichtigen Abschnitt in ihrem organisatorischen Aufbau erreicht.

Ziel der Arbeitsgemeinschaft ist, die familienkundliche Forschung für den ostdeutschen Raum weiterzuführen und zu fördern in der Erkenntnis, daß dadurch eine bleibende Verbindung zur ostdeutschen Heimat geschaffen wird. Dieses Ziel soll erreicht werden durch:

1) Zusammenschluß aller Genealogen, die bis 1945 östlich der Oder-Neiße-Linie wohnten, aus diesem Raum stammen oder deren Forschungsbelange dort liegen;
2) Geistig genealogische Verbindung der Heimatvertriebenen ostdeutscher verwandter Familien im westdeutschen Raum;
3) verbilligten Bezug der Zeitschrift „Ostdeutsche Familienkunde" für die Mitglieder;
4) verbilligten Abdruck von Forschungsergebnissen, namentlich Arbeiten geringeren Umfangs, deren Veröffentlichung — und damit Sicherung — sonst nicht möglich wäre, in dem von der AGoFF herausgegebenen „Archiv Ostdeutscher Familienforscher";
5) Sammeln und Auswerten von Stamm- und Ahnenlisten und sonstiger familienkundlicher Aufzeichnungen oder Veröffentlichungen aus dem Ostraum bei den für die verschiedenen Landschaften errichteten Forschungsstellen;
6) Auskünfte an die Mitglieder aus dem Material der Forschungsstellen und ihre Beratung in allen fachlichen Fragen.

Durch enge Verbindung mit der „Bücherei des deutschen Ostens" in Herne wird auch das reiche Material an dieser Stelle für die Mitglieder nutzbar gemacht. Anfragen sind zu richten an: Dr. Hans Bartsch, Kassel, Kölnische Straße 58.

OSTVEREIN für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd

Anschrift: Dr. Gehrmann-Gr. Neumühl, Münster i. Westf., Norbertstr. 1

An der Gestaltung des im Dezember des Vorjahres in Lüneburg eröffneten „Ostpreußischen Jagdmuseums, Wild, Wald und Pferde Ostpreußens e. V." konnte der Ostverein durch Einreichung von Dokumenten, Bildern, Berichten usw. einen wertvollen Beitrag leisten. Dem Wirken des Ostvereins in der Heimat war durch Überlassung einer Kabinenwand Rechnung getragen. Eine Erweiterung der Dokumentation ist vorgesehen, wie meine persönliche Rücksprache mit Forstmeister Löffke in Lüneburg ergab. Wer noch Dokumente aus der Geschichte des Ostvereins besitzt, möge mir diese zu treuen Händen für das Jagdmuseum, die Sammelstätte ostpreußischer Jagdtradition, überlassen. Forstmeister Löffke erklärte sich seinerseits bereit, mir gewisse Dokumente zur Vervielfältigung zu überlassen, wodurch sicher unseren Mitgliedern, besonders den älteren, manche Freude bereitet werden kann. Es kann unseren Mitgliedern nur empfohlen werden, das Jagdmuseum zu besuchen und sich an den Trophäen und den vielen, vielen Stücken jagdlichen und heimatlichen Erlebens zu erfreuen.

Große Freude hat überall unser neues Vereins-Abzeichen hervorgerufen. Das Abzeichen wurde bereits allen Mitgliedern zugestellt. Viele Dankschreiben gingen hier ein. Der Gedanke, für die alten Mitglieder in Anlehnung an frühere Zeiten Anhänger mit den Zahlen 25 und 40 im Eichenkranz zu schaffen, mußte wegen der Preisfrage fallen gelassen werden. Dafür wurden diese Abzeichen versilbert resp. vergoldet geliefert. Da Otto Wenck ein altes Mitgliederverzeichnis ausgegraben hatte, konnte jeder das ihm zustehende Abzeichen erhalten.

Das Abzeichen in Gold tragen die Mitglieder: Ulmer-Quanditten, Strüvy-Gr. Peisten, Sauerhering-Elbing, Otto Wenck-Königsberg, Dr. Gehrmann-Gr. Neumühl; in Silber: Dr. Lackner, Rechtsanwalt Dr. Kather und Dr. Wienert aus Königsberg, Dr. Hilbrig-Insterburg, Amtsgerichtsrat Schulz-Fischhausen.

Der Unterzeichnete nahm wiederum an der Generalversammlung des Gebrauchshundeverbandes am 22. Februar 1959 zu Goslar teil. Es war ein Ehrentag des Verbandes und auch des Ostvereins, wurde doch vor 60 Jahren, wie Präsident Ostermann ausführte, der Gebrauchshundverband gegründet. Zu den drei Gründervereinen gehörte auch der Ostverein. Großen Beifall spendeten die vielen, vielen Delegierten und Gäste dem Vertreter des Ostvereins, als er dem Präsidenten Ostermann unser goldenes Vereinsabzeichen überreichte in Erinnerung an die treue Zusammenarbeit zwischen Ostverein und Verband in langen Jahrzehnten und die vielen Verbandsschlachten, bei denen der Ostverein wohl nie fehlte, sowie in Dankbarkeit für die Förderung, die der Verband durch seinen Präsidenten dem Ostverein angedeihen ließ. Nur so war es möglich, daß nach diesem Kriege der Ostverein wenigstens als Traditionsverein bestehen bleiben und dem Verband weiter angehören konnte. Mit bewegten Worten dankte Herr Ostermann für die Ehrung, die uns überall große Sympathien eingetragen hat.

Unserem Bemühen ist es gelungen, alte Mitglieder auszukundschaften und neue zu werben: Lankau:Metgethen, Dr. Grigat-Allenburg, Dr. Reimer-Adl. Schilleninken, Horst Kupfer, ein Meisterdresseur des Westens und Enkel unseres alten Herrn Kupfer-Wilmsdorf, die beiden Söhne von Dr. Albrecht-Hasseldamm, Pastor A. und Dipl.-Landwirt Albrecht, Frau Gertrud Wenck, Horst Forderung, Dr. Wallat-Willuhnen, OLFM. Dombois-Königsberg, die Revierförster Paul und Horst Schindowski-Mühling, Landgerichtsrat Steckel-Königsberg, Direktor Graf-Königsberg.

Ich bitte um Angabe von Adressen alter Mitglieder und solcher die es werden wollen.

Dr. Gehrmann, Groß-Neumühl